

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXXIII / 2010



Billingen.



Jahresheft XXXIII

Beiträge

zu Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e. V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Hasko Froese, Schatzmeister
Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Klemens Auberle
Werner Echle
Barbara Eichholtz
Dr. Hans-Georg Enzenroß
Elvira Hellebrand
Gunnar Mecke
Kurt Müller
Adolf Schleicher
Hermann Schuhbauer
Ute Schulze
Michael Tocha
Karl-Heinz Weißer

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e. V.
Schillerstraße 7
78048 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 5 27 12
mail@ghv-villingen.de
www.ghv-villingen.de

Bankverbindungen:

Sparkasse Schwarzwald-Baar
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: 13,- Euro; zu beziehen über den örtlichen Buchhandel. (1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2009

Redaktion:

Dr. Hans-Georg Enzenroß, Dr. Helmut Kury,
Günter Rath, Helmut Bublies

Verantwortlich für Text und Abbildungen:
die Verfasser. Die Bilder wurden von den Autoren der einzelnen Artikel zur Verfügung gestellt. Wir danken für die Abdruckerlaubnis.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Sie wurden in der von den Autoren überlassenen Fassung unverändert übernommen. Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind beim Vorstand einzuholen.

Layout / Grafische Gestaltung:

Helmut Bublies, Hermann Colli, Dr. Helmut Kury,
Gerhard Hirt, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

Druckerei Leute GmbH, VS-Villingen
info@druckerei-leute.de

Zum Titelbild:

Bilder unserer Heimat zieren seit einigen Jahren die Titelseite unserer Jahresbücher. Zur Vorstellung kommen Maler welche sich mit Villingen verbunden fühlten oder es in ihrer Malerei zum Ausdruck brachten.

Bisher vorgestellte Malkünstler:

Waltraud Oloff, Albert Säger, Hans Georg Müller-Hanssen, Richard Ackermann, Max Roth, Oskar Wickert.

Für dieses Jahr wurde der Turm der Benediktinerkirche, als Aquarell im Jahre 1972 von Eugen Gross gemalt, ausgewählt. Mehr über Eugen Gross als Text- und Fotobericht sehen Sie in dieser Ausgabe. Am 5. Oktober 2010 wäre Eugen Gross 100 Jahre alt geworden, er starb 1989.

Inhalt

Impressum	3	<i>Bernd Riedel</i>	
Vorwort	5	Die Beziehungen Villingens nach Munderkingen	83
<i>Manfred Beichl</i>		<i>Sabine Streck</i>	
Der Maler Eugen Gross	7	Landwirte erleben die Weiter der Erbhöfe ...	88
<i>Gotthard Glitsch</i>		<i>Kirsten Bäckermann</i>	
Richard Ackermann – Maler zwischen den Stilen	15	„Viel zu schön um zu zu sein“ – Kaiserturm .	92
<i>Wilfried Steinhart</i>		<i>Lambert Hermle</i>	
Rätsel gelöst: Ein bisher unbekanntes Werk von Hans Amann entdeckt	19	Der Radmacher	95
<i>Lambert Hermle</i>		<i>Horst Spormann</i>	
S' Werner's Bildstöckli	28	Die Villingen Brunnen	96
<i>Gerhard Hauser</i>		<i>Heidemarie Weißer, Anja Ruf</i>	
Der Sankt Nepomuk lebt wieder	29	Maria Montessori an der Klosterringschule ..	105
<i>Werner Huger</i>		<i>Heinrich Maulhardt</i>	
Romäus' letzte Schlacht – Novara 1513 ...	34	Stadtarchiv erwirbt Erstausgabe des Bäderbüchleins von Dr. Gregius Pictorius ...	113
<i>Lambert Hermle</i>		<i>Ute Schulze</i>	
Die Wasserbelagerung von 1634	42	Auswanderung nach Nordamerika im 19. Jahrhundert	
<i>Andreas Dobmeier</i>		an ausgewählten Villingen Beispielen	115
Das Kulturleben in Villingen-Schwenningen	45	<i>Doris Feld</i>	
<i>Kurt Müller</i>		Stadt- und Bürgerwehrmusik feiert Jubiläum	118
Ein Feldkreuz auf Wanderschaft	48	<i>Heinrich Maulhardt</i>	
<i>Michael Buhlmann</i>		Villingen-Schwenningen – Eine Filmreise in die Vergangenheit	120
Habsburgisches Villingen vom 14. bis 16. Jahrhundert	49	<i>Werner Huger</i>	
<i>Theo Leute</i>		Zurück zu geweihter Erde	121
Ein Stück Villingen Stadtgeschichte am Beispiel der Baugenossenschaft Villingen e.V.	57	<i>Claudia Wildi</i>	
<i>Konrad M. Müller</i>		Jahresrückblick 2009	122
Das „Große Sterben“ in Villingen	67	Autoren	128
<i>Peter Geilen</i>			
Die Firma Hess in Villingen	77		

Mit Freude und Stolz überreicht Ihnen der Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V. im vierzigsten Jahr seines Bestehens das Jahrbuch XXXIII, 2010, „Villingen im Wandel der Zeit“.

Ich danke den Autorinnen und Autoren unserer Beiträge und allen, die an der Entstehung des Jahresheftes 2010 mitgewirkt haben. Mit diesem Dank verbinden Vorstand und Beirat alle guten Wünsche für ein gesundes, friedliches, von Gottes Segen begleitetes neues Jahr.

Auch mit diesem Jahrbuch möchten wir wieder zeigen: „Heimat schafft Gemeinschaft! Heimat stärkt die Menschen! Heimat hat Zukunft!“ Die Bürgerinnen und Bürger in der alten Stadt Villingen sind heimatbewusst, indem sie ihre Traditionen, ihre Bräuche, ihre Mundarten, ihre Trachten und ihre regionalen Eigenarten pflegen. Zugleich sind sie aber offen und der Welt zugewandt. Heimat ist etwas, das von jeder Generation immer wieder neu mit Leben erfüllt werden muss. Wie vielseitig, spannend und zukunftsweisend die Beschäftigung mit der Heimat und ihrer Geschichte ist, zeigt auch die Mitwirkung im Geschichts- und Heimatverein.

Die erfreulich große Anzahl von Leserinnen und Lesern unseres Jahresheftes „Villingen im Wandel der Zeit“ weist auf das wieder gestiegene Interesse der Menschen an ihrer regionalen Geschichte hin. Wer sich über die Geschichte der alten Stadt Villingen informieren will, dem ist das Jahrbuch des Geschichts- und Heimatvereins ein wertvoller und treuer Begleiter geworden, mit dem ein interessanter Bogen von der Vergangenheit in die heutige Zeit geschlagen werden soll.

Unser herzlicher Dank gilt den Gründungsmitgliedern Uta Baumann, Dr. Wilhelm Binder, Wolfgang Blessing, Hans Brüstle, Dr. Josef Fuchs, Frida Heinzmann und Dr. August Kroneisen, dass sie vor 40 Jahren, am 10. Juni 1969, das Pflänzchen

gesetzt und mit dafür gesorgt haben, dass dieses edle Gewächs zu einem großen Baum geworden ist. Über 70 an der Stadtgeschichte interessierte Bürgerinnen und Bürger nahmen an der Gründungsversammlung teil, alles Menschen, die über den Tellerrand ihrer Alltagsgeschäfte hinausschauen und durch aktives Mitmachen im Geschichts- und Heimatverein Erkenntnisse über die Vergangenheit ihrer Heimatstadt gewinnen wollten. Von Manes Sperber, österreichisch-französischer Schriftsteller, Sozialpsychologe und Philosoph, stammt der Satz „Bewahren kann man nur durch Weitergeben, und schon dadurch geschieht Veränderung“. Dem Geschichts- und Heimatverein Villingen geht es auch darum, Villingen im Wandel der Zeit darzustellen und seinen Weg durch die Jahrhunderte anschaulich und greifbar zu machen.

Zweck, Ziel und Aufgaben des GHV wurden in der Satzung formuliert. Sie sind mit wenigen Ergänzungen bis heute gültig. Einer der zugkräftigsten Motoren war über viele Jahre hinweg der langjährige erste Vorsitzende Werner Huger, tatkräftig unterstützt durch Hermann Preiser und die Damen Baumann und Dold. Der junge Verein tat sich bald durch eine Vielzahl von Unternehmungen hervor, durch seine Exkursionen, durch unzählige Vortragsveranstaltungen überwiegend zur Geschichte Villingens und seiner näheren Umgebung, durch die Unterstützung der Brauchtumsforschung und Denkmalpflege und weitere Arbeitsgemeinschaften, besonders auch durch die Herausgabe eines eigenen Jahrbuchs und anderer Publikationen. Mit Fug und Recht kann der Verein für sich in Anspruch nehmen, die Stadt Villingen ins geschichtliche Bewusstsein gehoben zu haben. Der Weg des Geschichts- und Heimatvereins wurde durch die Mitarbeit engagierter Geschichtsfreunde und ein attraktives Angebot an Veranstaltungen und Publikationen zu einer Erfolgsgeschichte

ohnegleichen. Die Mitgliederzahl konnte in den letzten zwanzig Jahren mehr als verdoppelt werden und wuchs auf heute rund 600. Der Verein genießt unter den Geschichtsvereinen in unserem Bundesland hohes Ansehen. Der langjährige Ministerpräsident Baden-Württembergs, Erwin Teufel, hat immer wieder betont, wie wichtig die Geschichtspflege und Geschichtsvereine für das Land sind. Der Verein ist auch heute weit davon entfernt, ein antiquierter, verstaubter Altertumsverein zu werden. Er will ein dynamischer und ideenreicher Verein bleiben und auch in Zukunft die Aufgaben anpacken, die historisch interessierte Menschen von Geschichtsvereinen erwarten. Es geht darum,

aus der Erkenntnis geschichtlicher Zusammenhänge in der Gegenwart und auf die Zukunft hin zu leben.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen weiterhin viel Freude am und im Geschichts- und Heimatverein und denjenigen, die das Jahrbuch in die Hand nehmen viel Vergnügen beim Lesen,

A handwritten signature in black ink, reading "H. Günter Rahn". The signature is written in a cursive style with a large, stylized initial "H".

Eugen Gross – Maler, Grafiker und Buchdruckermeister

Manfred Beichl



Eugen Gross 1988 in seinem neuen Atelier.

Im Gedenken an Eugen Gross wurde dieser Bericht mit Textteilen aus dem Bildband: „Eugen Gross. 1985 ‚Leben und Werk‘“ vom Autor dieses Berichtes ergänzt.

Über den Höhen des Schwarzwaldes im Westen von Schonach zum Prechtal hin, inmitten wilden Baumwerks, liegt der Zinken „Feldern“ (Bild 2).

Dort wurde am 5. Oktober 1910 der Akademische Maler, Graphiker und Buchdruckermeister Eugen Gross als jüngstes von acht Kindern geboren. Es war ein hartes Leben in der Abgeschiedenheit des Hochschwarzwaldes.

Die Kinder brauchten im Winter mit den selbstgemachten Schneeschuhen mehr als eine Stunde zur Dorfschule in Schonach oder Schönwald. Verschneit und verlassen wirkten die alten Höfe besonders auf der „Feldere“, westlich von Schonach.



Bild 2: Hof auf der Feldere.

Die Mutter mit ihren acht Kindern schaffte die widrigen Umstände auf dem alten Hof nicht mehr und übersiedelte in einen Zinken über dem Triberger Wasserfall, von den Anliegern als „Loch“ bezeichnet.

Die heranwachsenden Kinder bestritten den weiteren Unterhalt der Familie. So wie sich die Möglichkeit einer finanziellen Besserung ergab, wurde wieder umgezogen, 1921 an den Bergsee in Triberg. Die Kinder hatten nun mehr Platz, insbesondere der Jüngste, Eugen, wollte einen Raum für sich, denn schon als Kind hatte er den Hang und das Talent zur Malerei, wobei die Mutter ihn sehr unterstützte. Nach der Volksschule besuchte er die Realschule in Triberg. Der Fachlehrer erkannte die Begabung des Jungen und förderte ihn dementsprechend durch Zeichnung, Schrift und Schnitte; Gebiete, die auch für Presse, Druck und Holzschnitt ausschlaggebend sind. 1925 beendete er die Realschule in Triberg und 1928 die Handelsschule.

1930 begann Eugen Gross eine Lehre zum Schriftsetzer, die er 1932 mit Erfolg abschloss.

1935, am 13. Februar, berichtet das Schwarzwälder Tagblatt über den Auftritt von Eugen Gross als Meister im Eiskunstlauf auf dem Eisweiher in Villingen.

Im Mai 1935 wurde die Arbeit bei der Zeitung in Triberg beendet mit der Absicht, im Allgäu in Riezlern zu arbeiten.

1936 wurde eine weitere Arbeit als Akzidenzsetzer in Sonthofen im Juli beendet. Der Weg zur Fachausbildung bis zur Meisterprüfung im



Bild 3: Denkmal in Dresden.

Buchdruckerhandwerk in Würzburg war dadurch gebnet.

Im Mai 1937 erfüllte sich der Wunsch der Mutter: Eugen Gross war nun Buchdruckermeister.

Ein neuer Abschnitt in seinem Leben begann 1937 in Dresden.

Mit besonderen Aufgaben betraute ihn das große Haus der Wilhelm-und-Bertha-Baensch-Stiftung, das ihn beauftragte, die Illustration und Malerei auszuwerten. Eugen Gross studierte acht Semester an der Kunstakademie in Dresden, unter Leitung und Führung von Professor Drescher und Professor Sinkwitz – ein Spezialist im Holzschnitt. In dieser Zeit wurden technisch und handwerklich sehr gute Zeichnungen und Aquarelle gefertigt (*Bild 3*). Aus der Kunstakademie ist eine ganze Anzahl bedeutender Künstler hervorgegangen. Der Krieg verhinderte zunächst den Start zu einer erfolgsversprechenden freiberuflichen Tätigkeit, brachte aber in seinem künstlerischen Wirken keine Unterbrechung.

1939 wurde Eugen Gross als Pressezeichner und Illustrator bei der Fallschirmtruppe einberufen.

Die beiden Kinder, Sohn und Tochter, wurden 1941 und 1943 in Dresden geboren. Die Mutter zog nach den Bombenangriffen auf Dresden mit den Kindern wieder nach Triberg.

Das Kriegsende erlebte Eugen Gross südlich von Breslau. Mit einem Gewaltmarsch von Osten nach Westen entging er der Gefangenschaft.

1945 bezog er im Wittenbachtal zwischen Schönwald und Schonach mit Frau Julie und den beiden Kindern eine Wohnung. Drei Jahre später zog die Familie nach Triberg auf die Retsche im Lindengrund. Dieses Wanderheim erhielt später den Namen „Malerklause“ (Bild 4).

In dieser Stille blühte sein Talent als Maler und Graphiker auf. Es gab Aufträge für die Städte Triberg und Villingen. Er schuf eine bedeutende Anzahl von Malereien und Graphiken in ausdrucksvoller Gestaltung für den Fremdenverkehr, für den Südwestfunk und die Industrielle Werbung.

Doch nicht nur die Graphischen Arbeiten machten Gross nach dem Krieg bekannt, er fand auch große Anerkennung bei Kunstliebhabern mit Aquarell-, Tempera-, Pastell oder Ölmalerei, die ihm den Ruf eines sehr vielseitigen Künstlers einbrachten.

Das Schwarzwaldleben, stimmungsvolle Landschaften, ausdrucksvolle Gesichter verstand er meisterhaft festzuhalten; auch großflächige Wand und Plakatmalereien, zum Teil nur noch auf Fotos und Zeit-Dokumenten zu sehen. Der früher in der Schweiz bekannte 1983 verstorbene russische Maler Josef Beilin nannte Eugen Gross einen der vielseitigsten Künstler, welche er in seinem Leben kennengelernt habe.

1965 bekam ich ein Prospekt für den Fremdenverkehr Villingen in die Hand (Bild 5). Ich war begeistert von der Malart. Hier waren mit wenigen gekonnt gesetzten Strichen und Farbflächen Reisende, Kirchen, Türme und das Kneippbad dargestellt.

1987 bekam ich den bereits genannten Bildband zur Ansicht und erkannte sehr schnell, dass ich den Maler vom Villingen Prospekt wieder gefunden



Bild 4: Die Malerklause im Lindengrund.

hatte. Es war sehr schwer, diesen Menschen in Schönwald zu treffen, aber es gelang. Beim ersten Besuch im Frühjahr 1988 wurde der Bildband gekauft, bei zwei weiteren Besuchen wurde ich durch das Atelier geführt. Hier hingen viele Plakate und Bilder, auf den Tischen Druckproben, Zeichnungen; es war überwältigend. Mein Entschluss, diesen Maler zu sammeln, wurde für mich zur Passion. Wir haben viel geredet, es waren schöne Stunden.

Am Ostersonntag 1989 verstarb Eugen Gross. Seine Urne wurde in Triberg im engsten Familienkreis im Familiengrab beigesetzt, nur ein Bekannter von einer Druckerei aus Villingen war informiert. Am Ende der Urnen-Beisetzung stand auch der Autor dieses Berichtes am Grab und konnte sich von dem vielseitig begabten Künstler verabschieden.

Danach wurde es ruhig im Haus im Schwarzenbachtal bei Schönwald.



Bild 5: Touristenprospekt von Villingen (Außenseiten).

Was ich bei meinen Besuchen nicht gesehen hatte war das alte Atelier im Haus von Eugen Gross im Schwarzenbachtal. Hier lagerte bis 1992 bei der Familie Hund der Grundstock zur heutigen Sammlung.

1989 begann eine erfolgreiche Spurensuche im Schwarzwald-Baar-Kreis: in Villingen, Triberg

Schonach und Schönwald. In dieser Zeit fand ich Arbeiten an Hauswänden in Schönwald, in Villingen im Durchgang bei der Stadtkasse (Bild 6), am Forster-Haus in den Erbsenlachen. Das Bildmaterial im Bildband zeigte viele Spuren zu den Firmen, für die Eugen Gross Entwürfe und Graphische Arbeiten malte und druckreif gestaltete.



Bild 6: Ankunft Postkutsche – 6 m großes Wandbild in der Vorhalle der Stadtkämmerei Villingen.

Über Jahrzehnte ging Eugen Gross in vielen Druckereien ein und aus.

Ich möchte hier ein paar der damaligen Kunden nennen: Die Städte Villingen, Königsfeld, St. Georgen, Triberg, Schonach, Schönwald, in Hornberg war es die Firma Schiele und das Hotel zum Bären.

Die Versandhäuser Wenz und Bader sowie der Schmuckversand Augstein in Pforzheim waren Kunden von Eugen Gross für Arbeiten und



Bild 7: Eugen Gross – Selbstportrait.

Entwürfe, um diese tausendfach gedruckt in den Katalogen zu versenden. Für die Stadt Villingen wurden in ca. 30 Jahren viele Bilder und Plakate gemalt.

1952 wird in einer Allgemeinen Werbebroschüre auch die Maler-Klause im Lindengrund in Triberg mit einer ausdrucksstarken Zeichnung vorgestellt und eingeladen, diesen Ort zu besuchen.

1957 wurde Eugen Gross vom Kunstverein Villingen beauftragt, für die Jahresausstellung in der Jahnturnhalle ein Dekoratives Plakat zu gestalten (Bild 8), welches bei der Tausendjahrfeier 1999 im Theater am Ring in dem Beitrag der Hobby Sammler nach 42 Jahren erneut zu sehen war.

1962 erscheint für Villingen der vermutlich schönste Prospekt zur Fremdenverkehrswerbung (Bild 5). Für eine Französisch-Englische Ausgabe, wurde sogar der Umschlag passend geändert und neu gemalt.

Eine weitere plakative Arbeit war das große Fasnachtsplakat mit der großen Narroscheme, daneben der Katzenkopf und darunter der Glonki. Dieses Plakat war ein Vierfarben-Holzschnitt und wurde fast 25 Jahre verwendet (Bild 9).

1964 erfolgte der letzte Umzug nach Schönwald.

Zeitweise wurden von der Familie Julie und Eugen Gross drei Lokale in Triberg betrieben. Die Retsche, auch Malerklause genannt. Der Heimatkeller an der Hauptstraße und das Café Gondel am Bergsee. Diese Lokale waren mit Werken und Bildern von Eugen Gross verschönt.

1966 war Eugen Gross beim Entwurf der Tracht für die Villingen Stadtharmonie gefordert und aktiv.



Bild 9: Fasnetplakat (oben).

Bild 8: Plakat vom Kunstverein (links).

1967 wurde für das 150-jährige Betriebsjubiläum der Firma Görlacher, Schlosserei und Autohaus, ein Stammbaum für die Familie Görlacher gemalt.

1956/76 viele Zeichnungen mit Bezugsmotiven für das Volksbildungswerk der Stadt Villingen.

1969 wird das Plakat für die Deutsche Nordische Skimeisterschaft in Schönwald von Eugen Gross entworfen und gedruckt.

1970 erscheint ein Bildband noch unter dem Oberbürgermeister Severin Kern. Hier fällt Eugen Gross eine kunstvolle Trennung der einzelnen acht Kapitel ein; durch Einbinden von farbigen Seiten mit dazu passenden Bildern: „Die alte Stadt“, „Der Luft- und Kneipp-Kurort“, „Die moderne Stadt“, „Die Industrie“, „Das Brauchtum“ sowie „Kultur und Sport“.

Im November 1970 erscheint eine Schallplatte, deren Plattenhülle von Eugen Gross gezeichnet

wurde. „Zugeeignet meinem lieben Freund Willi Stech zu seinem 65. Geburtstag, allen meinen Freunden und für Dich! Herzlichst Hans Georg Brunner-Schwer“. Willi Stech war bekannt über das Südfunk-Tanzorchester Baden-Baden.

1971 wurde nach vielen Verzögerungen im Durchgang der Stadtkasse in der Obere Straße ein für Villingen gewaltiges Bild von Eugen Gross gemalt. Das 6 x 2 Meter große Bild zeigt immer noch das heute bekannte Gebäude, mit dem Schalter der Poststation, Reisende mit Gepäck und die Ankunft der Postkutsche. 1979 wurde von dem Maler Gross angeregt, dieses Zeitdokument durch eine Plexiglasplatte zu schützen, aber schon damals fehlte das Geld um dieses Malwerk dauerhaft zu sichern (Bild 6).

1973 erscheint in Villingen ein kleines Buch in Taschenformat, hier wurde unsere Stadt auf nur 63 Seiten geschichtlich von Dr. Wolfgang Hempel,

Horn/Höri, und mit einem Bilderbogen aus 28 Federzeichnungen und Aquarellen von Eugen Gross schön und werbewirksam ins Bild gesetzt. All diese Zeichnungen und Bilder waren für den Malkünstler eine gewaltige Aufgabe.

Am 27. Dezember 1975 verstarb Frau Julie Gross.

1981 wird erneut ein Plakat von Eugen Gross für die Deutsche Nordische Skimeisterschaft 1982 in Schönwald entworfen und gedruckt.

1999 zur Tausendjahrfeier gab es eine Gruppe „Die Hobbysammler“. 20 Sammler zeigten im Kleinen Saal vom Theater am Ring vieles von dem, was man alles sammeln kann. Der gezeigte Maler und Grafiker war Eugen Gross, eine Sammlung bestückt mit Bildern und Druck-erzeugnissen von Eugen Gross in ca. 45 Jahren entworfen und gemalt. Aus Privatbesitz kam auch das Original für den Einband vom Ratzennest (Bild 10). Dieses Bild wurde für den Einband nach einem Gemälde von Albert Säger im Torstühle nachgemalt.



Bild 10: Bucheinband vom Ratzennest.



Bild 11: Das Niedere Tor in einer Vision von innen.



Bild 12: Am alten Ziegelwerk.

Eine Leihgabe war ein gemaltes Bild von einem neuen Niedere Tor, welches harmonisch in die jetzige Bausubstanz gepasst hätte (*Bild 11*). Als vor Jahrzehnten ein Neubau des Niederen Tores diskutiert wurde, war Eugen Gross gefordert und mit Herr Forster von der Druckerei sehr aktiv. Von den Ideen wurden Skizzen, kleine und große Bilder gemalt, Plakate wurden entworfen wie das Niedere Tor von innen und außen aussehen könnte. Aber dann fehlte sicher das Geld, um diese Lücke in der Niederen Straße zu schließen.

Die etwas älteren Villingen können sich sicher auch an die großen Bildtafeln erinnern, welche an den Einfahrtstraßen nach Villingen standen. Eine der Bildtafeln stand an der alten B 33 am alten Ziegelwerk (*Bild 12*), eine weitere stand an der Saba-Kreuzung von Unterkirnach kommend.

Von Eugen Gross wurden auch 20 Jahre die Theater- und Kulturamtshefte mit Zeichnungen ergänzt. Mit dem damaligen Kulturamtsleiter Herr Willi Hacke und danach mit Dr. Walter Eichner wurde einiges bewegt.

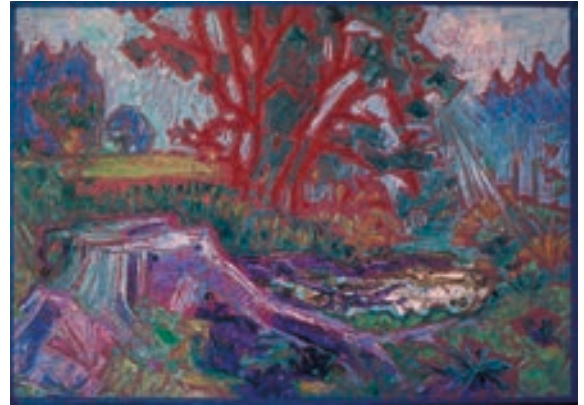
Richard Ackermann – Maler zwischen den Stilen

Gotthard Glitsch

Dem Augenmerk kenntlich, glaubhaft im Tatbeweis als Garant und Bürge für die anhaltende Fortdauer der Bildüberlieferung eines alten Gemeinwesens, so erscheint uns Richard Ackermanns geistige Gestalt. Unbeugsam, knorrig, selbstsicher, eingengeprägt, versehen mit der Überzeugungskraft einer unnachahmlichen Stilgebärde steht er vor uns, aufragend wie ein Schutzpatron im Scheitelpunkt eines Brückenbogens, der aus vergangenen Jahrhunderten in unsere Jetztzeit herüberschwingt. Dieser Mittlerrolle wegen wird sich das Gedenken an ihn im Bewußtsein jener Villingen erhalten, die in kundiger Zuneigung wissentlich und nicht bloß von ungefähr hier leben.

Ist dieser Maler doch der späte Sproß einer kunstreichen Sippe, die im großen Schemenschnitzer Dominikus Ackermann, dem legendären Ölmüller, ihr historisches Oberhaupt hatte. Der ererbte Kunstfleiß, die lautere Werkgesinnung bewähren sich noch im Urenkel als gleichsam angeborene Tugenden. Doch der würdige Nachfahre ist kein Nachahmer. Er schafft das originäre Werk, nicht die Stilkopie. Abgelebte Konventionen kündigt er auf, kehrt den eigenen Zeitbezug hervor, prägt seine Zeitgenossenschaft aus. Die wohlerzogene Handfertigkeit, die selbstgenügsame Nutzanwendung eines (kunsthandwerklich) vorgeprägten Formenvorrats vermochten Ackermann keineswegs zu genügen, die ungeheure Erscheinungsfülle der Sichtbarkeit ergibt sich indes nicht leichthinfügig dem eigenen Duktus eines Künstlers.

Auch Richard Ackermann hat einen bildnerischen Werdegang des Einübens und Sicherprobens durchgemessen, die unerläßliche Erziehung der Wahrnehmungsschärfe des Auges wie des Feingefühls der Hand. Für jede Biographie aber erweist sich die geschichtliche Stunde des Eintretens in die Lebensbahn als wirkungsmächtigste Vorgabe. Unser Künstler, der sich später durchaus als



Baumgruppe, 1925.

Expressionist fühlte und als solchen bezeichnete, entfernt sein Geburtsdatum 1892 um ein Jahrzehnt phasenverschoben von der Phalanx jener Genies, die den Anbruch einer neuen Kunst, jäh wie eine Sterngeburt vor dem ersten Weltkrieg auslösten. Zu dieser Zeit durchlebte der Villingen Protagonist noch Lehrjahre der Unterweisung und des übenden Schauens. Die eigene Empfindungstiefe ließ ihn bewusst die gestaltmächtige Gläubigkeit seiner Väter bejahen. Schon der Ölmüller hatte ja bedeutsame Kreuzfixe skulpiert.

So suchte Richard zur Ausbildung die sakrale Kunstwerkstatt des Freiburger Glasmal-Professors Geiges auf. Fritz Geiges war als historischer Glasmaler mit der Regotisierung des Lichtstils jener mittelalterlichen Münster befaßt, die der Bildersturm oder der Stilwille des Barock ihrer authentischen Bildfenster beraubt hatte. Der neogotischen Formensprache dieses Meisters hatte Richard Ackermann herzlich wenig zu verdanken, desto mehr dem prägenden Erleben des farbigen Glases selbst. Die kristallene Materialität, die unbedingt lautere Transparenz und geklärte Farbenreinheit des Antik-Glases wurde das Initiationserlebnis, das den künftigen Maler in Ackermann weckte, denn es



Seeufer, ca. 1925.

bleibt anzumerken, dass er erst nach der mörderischen Karenzzeit des 1. Weltkrieges zu realisieren vermochte, was die Vorkriegsjahre in ihm angelegt hatten : Das Bild als schimmernd durchlichteter Farbenteppich, in der Fläche festlich entfaltet, das Bild als glühende Farblichtintarsie, zu gleißender Intensität gesteigert, zugleich aus klar konturierten Formsegmenten mosaikhafte dicht gefügt, dies ist die Leitvorstellung, die Ackermann der Glasmalerei entlehnt und zeitlebens als Arbeitshypothese und Kriterium seines Schaffens bewahrt hat. Grundsätzlich unvereinbar und dieser Stilhaltung entgegengesetzt erscheint das Ideal einer zonigen Helldunkelmalerei, welche durch nuancierte Licht- und Schattenbahnen eine gestaffelte Räumlichkeit oder schwellende Plastizität suggeriert, gewisse Höhepunkte der Darstellung akzentuiert hervorkehrt und ganze Partien des Bildes gedämpfter Dämmerung oder gänzlicher Nachtschwärze überantwortet. Derartige Gestaltungsprinzipien vergangener großer Epochen blieben Ackermann durchaus fremd. Sein Karlsruher Akademiestudium bei Walter Georgi, einem symbolistischen Freskomaler, der die Kuppel von St. Blasien nach einer Brandkatastrophe ausmalte, blieb lediglich eine kurze Episode, denn nach 1914 verschlang Ackermann das apokalyptische Geschehen des 1. Weltkrieges, dem er lebend, doch schwer verwundet, entkam. Er hatte das Aufkündigen und den Untergang menschlicher Gesittung in diesem Krieg erfahren, der zum ersten Male die Bestialität des Kampfes durch das maschinelle Morden der Material-

schlacht unermesslich vervielfachte. Nun galt ihm unverbrüchlich als geistiger Auftrag für das Schicksalsgeschenk des Überlebens den Dank seines Künstlerlebens zu erstatten: Das eigene Sein und Empfinden gestalthaft ins Bild gefaßt als Gegengabe darzubringen. Wie ein gestauter Sturzbach, wenn der hemmende Riegel gesprengt ist, unverzüglich den vorbestimmten Lauf nimmt, beginnt Ackermann noch 1918 im Lazarett zu Paderborn seine ersten vollgültigen Bilder zu malen, expressiv verknappte, kühn verkantete Veduten des dortigen Domchores. Eine bemerkenswert freie, flüssig quellende Führung des Pinsels, bisweilen zu flammender Heftigkeit gesteigert, eignet dieser Aufbruchphase seiner Malerei. Doch die Fortführung dieses Tuns verlangt zunehmende Prägnanz. Der geschmeidige Farbspachtel wird das bevorzugte Malutensil. Mit diesem Werkzeug, unbeirrt im konzentrierten Aufbringen der Farbschicht, unbekümmert um etwaige Korrekturen, unbefangen im unmittelbaren Setzen der Formkomponenten, vollendet Richard Ackermann sein Bild ohne Reuezüge als stets erneutes Wagestück. Der Bildbau fügt sich aus vereinzelt Gliedern in rhythmischer Reihung zum lesbaren Text. Gestaltchiffren, Formkürzel, Dinghieroglyphen, ein volles Repertoire sinnfälliger Zeichen wird aufgeboten und lockt zu Lektüre und Deutung. Die farbige Kruste, die schimmernde Lichthaut dieser Malerei wächst aus dem wogenden Mosaikfeld der Spachtelspuren, aus zeilenförmig gesetzten leuchtenden Partikeln, doch ebenso aus dichtgeschlungenen Strahlenbündeln, Strähnen und Strudeln. Unschwer lassen sich diese Formfunde als Trophäen aus der Erschließung neuer Ausdruckszonen durch große Maler erkennen, etwa vanGogh oder Hodler, von denen die Optik der Folgezeit abhing. Aber Ackermann hat nicht von geistigen Almosen gelebt. Er hat das Anrecht der eigenen Augen und Hände auf Lebensteilnahme erkannt und verteidigt. Der Sog eigenster Neigung hat ihn zu den Farben getrieben. Als Geisteshandwerker, sinnlich fühlsam, hat er wie ein Liebender die Pracht seines Werkstoffs gefeiert, entzückt und eifersüchtig. Die edelsteinfarbige Mineralschönheit seiner Pigmente hat ihn bezaubert, lebenslang.



Erzengel aus „Gothische Welt“, Holzschnitt, 1926.

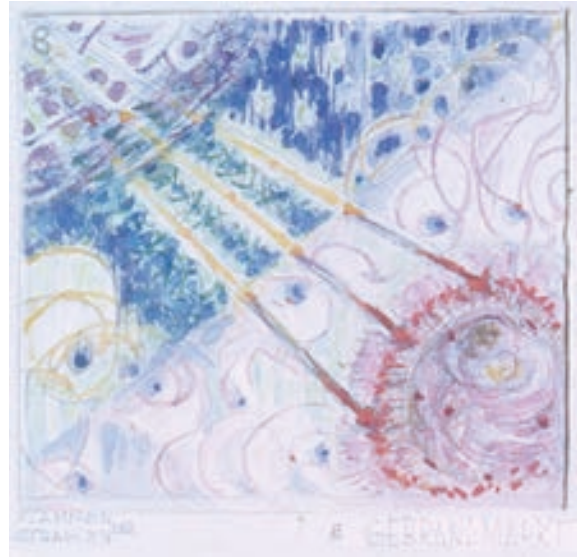
Diesen Zauber hat er uns wie ein Weihegeschenk übereignet: Den mächtigen Jubel des Hochrot, erblassend zum rosigen Anhauch, verschattet zum branstigen Glosen, die Sphärenreinheit des Blau, das unabsehbare Geisträume wogend durchweht, die Verklärungsaura des Gelb, das aufblendet zum bleckenden Blitz und absinkt zur Wärme des Goldtones. Der unbändige Drang, das Naturvorbild visionär zu überhöhen, treibt ebenso wie die Jenseitsklänge der Farbe auch eine gesteigerte Linienmelodie hervor. Ein geometrischer Stilisierungswille beherrscht die lineare Organisation, die Umrißkunst des Bildwerks.

Seinem Naturell gemäß bevorzugt unser Expressionist eine vielfach gezackte, ziseliert verzahnte Binnenstruktur. Jede Kontur wird zum Bersten gespannt, jäh gekrümmt, splittrig gebrochen, schwingend geschweift. Die Nähe zu ideologisch ausgerichteten Kunsttheorien jener Zeit bleibt fühlbar. Man sonderte den Ausdruckswillen des Nordländers, den es nach Naturüberwindung

durch lineare Übersetzung verlangt, vom Bestreben des Italieners, eine naturverwöhnte Harmonie durch klar betonte Plastizität darzutun. Deutlich dringt derartiges Gedankengut auch durch den bildnerischen Vollzug bei Richard Ackermann. In seiner Holzschnittfolge „Gothische Welt“ von 1926 sprengt und gefährdet gedankliche Überladung geradezu die Würde und den Zusammenhalt der bildnerischen Form. Der heutige Blick verspürt selbstredend auch die Anmutung der gleichzeitigen angewandten Kunst des Art-Deco. Dem Hang zur bizarren Verstiegenheit, zum grotesken Überschwang entgeht der Künstler am sichersten in den Glücksmomenten seines Landschaftserlebens. Sobald er in helllichtiger Tiefenschau zum Quellgrund der Ströme des Naturwirkens dringt, sinken die starren Sonderungen zwischen Stamm und Stein, Staude und Stern. Er gelangt zu strahlenden Ideogrammen der universalen Schöpfungsmächte, jenseits der Gegenständlichkeit. Gleichwohl vertieft er sich auch weiterhin in das individuelle Antlitz der irdischen Topographie. Venedig, nicht allein als Kultort der Malerei, sondern eigener atmosphärischer Bezauberung, rief 1927 nach einer Reise mit dem Malerfreund Paul Hirt einen homogenen Zyklus verklärter See-Stadtlandschaften hervor. Aufenthalte in Frankfurt und Berlin banden ihn nicht. Ackermann kehrte jeweils rasch in den angestammten Mauerring zurück. Zudem waren ihm in Waldemar Flaig und Paul Hirt gleichstrebende Villingener Malerfreunde erstanden. Und es bleibt gewiss eine Besonderheit, dass in einer alten Kleinstadt Maler, dem Traditionsgrund heimischer Kunstausübung entwachsen, sich sogleich der kühnsten damaligen Kunstrichtung verschrieben. Sie fanden im Villingener Buchhändler Josef Liebermann einen geistvoll gesprächigen Mitdenker, der ihre soeben entstandenen Bilder stets in seiner Auslage zeigte. Die 20er Jahre waren ohnehin die schöpferische Zenithperiode der Kunst Richard Ackermanns, der im Folgejahrzehnt der Knebelei und Zensur mählich vereinsamte. Er kreierte einen privatmythologischen Bilderkult um den sagenhaften Villingener Stadtheros, sowenig dessen widerborstiges Reckentum mit dem nun anbefohlenen Militarismus gemein hatte. Romäus hatte

sich ja geradezu als ein nicht weisungshöriger Rebell erwiesen. Zu kalligraphischen Handlangerdiensten ließ sich Ackermann zwar obrigkeitlich verpflichten, von der selbstbestimmten Formensprache seiner Malerei ließ er sich nichts abmarkten, die prahlende Politmalerei von Blut und Boden hat er nie praktiziert. Doch hat ihn, den Versehrten des 1. Weltkriegs, das blutige Regime in der Endphase der Tyrannei noch zur Verteidigung letzter Bastionen aufgeboten. 1946 als Kriegsgefangener entlassen, beginnt er die Zurüstung für einen Spätstil, der die ornamentale Bildgliederung zum kapriziös zelebrierten Prinzip erhebt. Von jeher barg seine Malerei das Potential dekorativer Straffung der Formen in sich. Häufig genug überformt ein zwanghafter Zug die Details und wandelt sie in runenhafte Zierglieder. Solcher Verhärtung sucht Ackermann jetzt durch den Wechsel des Mediums und mit der sanft lösenden Lichtkraft des Aquarells entgegenzuwirken. Er entwirft Lichtbogengänge, Arkaden feenhafter Architektur, gestirnte Gewölbe, auf flammende Säulenschäfte gestützt, wie Kandelaber lodernde Pfeilerbündel und ganze Spiegelkabinette, erfüllt vom Widerschein zerstiebender Funken. Der gedankliche Anspruch dieser späten Zyklen ist nicht gering. Der Maler scheint den Blick des mythischen Sehers auf das Weltwerden zu richten. Die ekstatische Gestik tanzender Gestalten beschwört Ursituationen des Menschseins. Manche Blätter wirken wie Bühnenprospekte, etwa so, als habe der leidenschaftliche Musikfreund Ackermann an Inszenierungen für die eigene Seelenbühne gearbeitet. Ein Unfall raubt ihm die Beherrschung der rechten Hand, doch erzieht er die Linke zur gewohnten Gewandtheit und bezeugt in graphischen Vedutenfolgen der Villingener Tore und Türme die tiefe Heimatbindung des Alt-Villingers an sein Kindheitsambiente. Die thematisch geforderte Betonung der architektonischen Großform findet die auch hier spürbare Neigung zum gezierten Verbrämen ausgreifender Konturen.

Die Gefährdung des Alterns beginnt sich auch für ihn zu bekunden. Doch noch ehe der



Aquarell aus Zyklus „Strahlen + Flammen“, 1966.

schwingende Zug der bildenden Hand zur kraftlosen Gebärde gerinnt, ereilt ihn der Tod durch Hirnschlag 1968 auf der Liegewiese des Freibads.

Der Rückblick auf dieses jederzeit schroff und stolz in geistiger Autonomie verbrachte Leben macht Richard Ackermann für den Heimatfreund zu einem wirklich originären Geistkämpfer, der aus der Pflanzstätte dieser alten Stadt, durch Generationen vorbereitet, heranwuchs. Sein künstlerisches Werk erweist sich, soweit es als Dialog mit den universalen Gestaltmächten der Natur als ehrfürchtiger Lichtkult geleistet wurde, noch immer als unmittelbar glaubhaft. Im leidenschaftlichen Drang zur Übersetzung der visuellen Realität, im frühzeitigen Vorgriff auf die Abstraktion hat Ackermann manches einst repräsentative Oeuvre der Zeitgenossen punktuell hinter sich gelassen. In seiner Zeitverhaftung bisweilen spröde, überartikuliert, bis zur exaltierten Manier eigensinnig, bietet er uns das Lebens- und Werkbeispiel eines unbeirrt dem Geist verpflichteten redlichen Daseins, also auch einen Gradmesser unseres eigenen Wirkens.

Vortrag, gehalten beim Geschichts- und Heimatverein im September 2009.

Die lokale Kunstgeschichte kennt seinen Namen schon lange und setzt ihn mit seiner künstlerischen Ausstrahlung gleichwertig neben Anton Berin und Hans Kraut. Amann dürfte dem Villingener Maler („Abkonterfeter“) Berin rein altersmäßig persönlich begegnet sein (Berin geb. um 1575 gest. um 1624). Dagegen war der Kunsthafter (Hafner und Plastiker) Hans Kraut, als Hans Amann um 1597 in Villingen tätig wird, nach der Quellenlage zu schliessen, bereits seit etwa fünf Jahren tot. Das Argument, dass beide „sicherlich zusammengearbeitet haben“ ist deshalb eine nicht vertretbare Spekulation.¹

Hier soll den Spuren des kunstfertigen Mannes Hans Amann etwas genauer nachgegangen werden, indem wir die Werkzuweisungen auf ihre Authentizität überprüfen.

Schon Paul Revellio hat sich dem Werk Amanns angenommen.²

Doch zunächst zu unserer Entdeckung, die fast banal erscheint und doch geeignet ist, die Villingener Kunstschätze gesichert um ein weiteres Exemplar zu bereichern.

In meinem Beitrag „Ein Epitaph im ‘finsternen Chörle’ des Villingener Münsters“, Jahresbroschüre XXXI/2008 des Geschichts und Heimatvereins Villingen, gelang es mir, das dort abgebildete Wappenensemble zu entschlüsseln. Das noch in situ vorhandene aufwendig gestaltete wandseitige Grabmal mit seinen künstlerischen Feinheiten galt und gilt noch heute dem Gedächtnis des Johann Christoph Widmann, der am 28. März 1621 in Villingen starb und hier im „finsternen Chörle“ seine Grablege gefunden hatte. Sein Wappen, in der Mitte links, wird von fünf weiteren seiner Familiensippe gesäumt, die zusammen eine Kombination meisterlich gestalteter Bildnerei darstellen. Dieser Johann Christoph Widmann wird durch die erwähnte Bezeichnung „Junker“ als

Angehöriger der sozialen Oberschicht des städtischen Bürgertums erkennbar. So verwundert es auch nicht, dass ein Mann aus dem Bereich der Bildhauerkunst und hier des Reliefs für die Gestaltung des Grabmals ausgesucht wurde. Vermutlich dürfte sein Sohn Johann Jakob Widmann der Auftraggeber gewesen sein. Dieser gehörte dem Rat an und erscheint 1627 sogar als „burgermeister der statt Villingen“. Wenngleich die inhaltliche Entschlüsselung des Epitaphs im Münster gelang, blieb doch der Meister dieser Arbeit bis in unsere Tage im Verborgenen. Inzwischen konnte jedoch der Code geknackt werden, wie ich nachstehend belegen werde.

Ich entdeckte im unteren Teil des Bildwerks ein sogenanntes Meisterzeichen. Bei genauerer Analyse, begleitet von analogen Vergleichen vorhandener Werke, erwies sich dieses Beschauzeichen der kunsthandwerklichen Tafel als das Meisterzeichen des Hans Amann. (*Es ist im Bild 1 vergrößert dargestellt.*)

Gleichzeitig führt uns das Zeichen zu anderen Werken in und ausserhalb Villingens, ja sogar in den Wirkungskreis seines Vaters, der bereits 1597 gestorben war. Letzterer wurde laut Eintrag im Bürgerbuch³ am 12. Juni 1553 als Bürger der Stadt Ulm aufgenommen. Er wird als erfahrener Baumeister erwähnt, der in Stein und Holz aber auch als Zeichner gearbeitet hat.

Sein Meisterzeichen kommt mit der Jahreszahl 1588 im Glockenhaus des Ulmer Münsters vor (*Bild 2*).⁴

In der Literatur finden sich mehrfach Hinweise auf seine Arbeiten. Hier sollen nur folgende erwähnt werden: Stadt Hettingen, Kirche, vier Epitaphien, 1585 und 1586, Stadt Hechingen, St. Luzen, Kanzel und Kirchenstühle, 1586 und 1587. Hans (Johann) Am(m)ann, der Vater, ist 1597 in Ulm gestorben.⁵ Der Sohn, ebenfalls mit



Bild 1: Epitaph im Villingen Münster, ein Werk von Hans Amann – um 1621 – mit seinem Meisterzeichen.

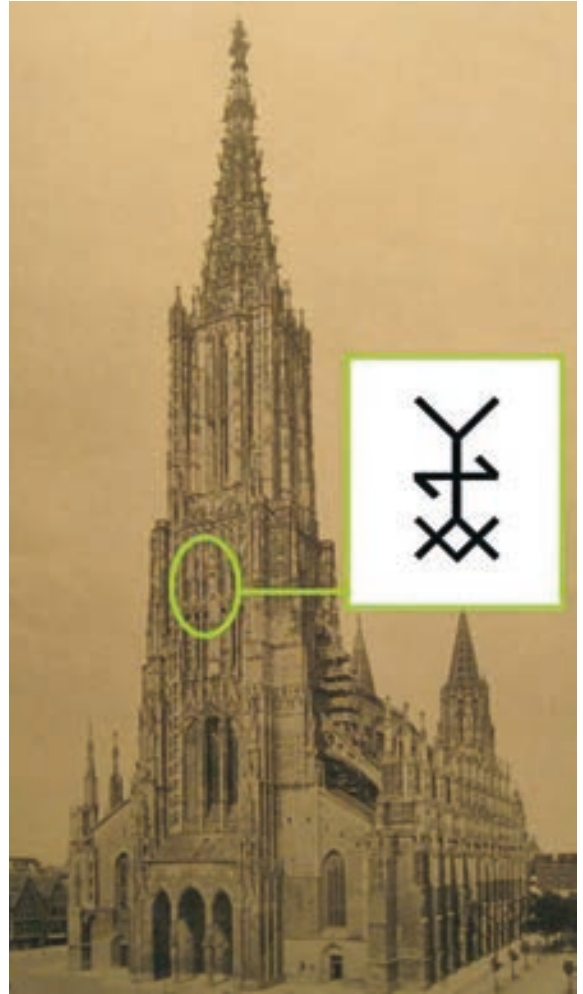


Bild 2: Ulmer Münster.

Namen Hans, ist aus der Werkstatt seines Vaters hervorgegangen. Er taucht 1597, im Todesjahr des Vaters, erstmals in Villingen auf. Vermutlich lässt sich damit ein berufsbedingter Standortwechsel für die Person und Werkstatt verbinden.

Im Bürgerbuch erscheint er (Hannß Ammann) 1601 erkennbar als Bürger, d.h. er musste dafür als Voraussetzung Grundeigentum erworben haben.⁶

Paul Revellio (a.a.O.) erwähnt zwei in Stein gehauene Hausmarken „auf denen ein Steinmetzzeichen als Wappen benutzt und flankiert wird von der Buchstabenverbindung (Ligatur) **HA** und den Jahreszahlen 1601 sowie 1605“ (heute im Franziskanermuseum) (Bild 3 und 4).



Bild 3: Hausmarke 1601.



Bild 4: Hausmarke 1605.



Bild 5: Haus Nr. 29

Diese würden, einst eingemauert, aus dem ehemals Maurer Schallerschen Haus Brunnengasse, jetzt Nr. 19, stammen, wo sie eingemauert waren.⁷ In seinem Buch „Beiträge...“, a.a.O., Seite 225, spricht Revellio dagegen vom Haus Brunnengasse (heute Brunnenstraße) Nr. 29.⁸ Diese Mitteilung schafft Verwirrung.

Bei Revellio hatte sich in der zweifachen Puplication ein Fehler eingeschlichen: Entweder ist es das Haus Nr.19 oder die Nr. 29. Die Sache musste deshalb geklärt werden. Revellio spricht vom „... ehemals Schallerschen Haus Brunnengasse ...“. Im „Adreßbuch der Großherzoglich badischen Kreishauptstadt Villingen von 1902“ erscheint auf Seite 74 in der „Brunnengasse (links)“ unter

Hausnummer 510 „Schaller Isidor, Maurer“. „510“ ist die Hausnummerzuweisung, die bis 1904 Gültigkeit hatte. Danach beginnt die Nummerierung auf der linken Seite mit der ungeraden Zahl 13 und setzt sich im Zweierschritt entsprechend mit 15, 17, 19, 21, ... 27, 29, 31, ... fort. Die jetzige Miteigentümerin des Hauses Nr. 27, Mechtild Fleig, wusste noch von ihren Eltern, dass ihr Haus einst einem „Schneider Grießhaber“ gehört habe. 1902 war das Haus Nr. 509 Eigentum des „Grüßhaber August, Schneider“. Da das Haus Nr. 510 in der Nummerierung wandseitig daneben lag und 1902 dem Schaller Isidor gehört hatte, ist der Standort des einstigen Hauses von HANS AMANN nunmehr geklärt. Es ist das heutige Haus Nr. 29 (Bild 5).

Von den aus der Villingener Werkstatt des Hans Amann hervorgegangenen und gesicherten Werken sind zu nennen:

1. Wappentafel von Abt Michael Gaisser (1595–1606) über dem Hauseingang zur alten Prälaten, dem einstigen Pflegehof des Benediktinerklosters St. Georgen.

Hier in Ligatur das Monogramm HA und die Jahreszahl 1598 nebst dem Meisterzeichen (Bild 6).



Bild 6.

2. Wappen des Benediktinerinnenklosters Amtenhausen an deren Pflerhof, in Villingen Doppelwappen St. Sebastian und Meisterin Maria Mayer, 1598–1619⁹ am Haus Gerberstraße 27 (Stiftskeller), ausgewiesen durch das Meisterzeichen mit Jahreszahl 1614 (*Bild 7*).



Bild 7.

3. Seit 2008 Epitaph des Johann Christoph Widmann im „finsteren Chörle“ des Villingener Münsters (s. *Bild 1*).¹⁰

Werke die für die Zuweisung an Hans Amann lediglich mit der Ligatur H A bzw. gekennzeichnet sind, bilden die Zunftlade der Bauleute von 1600, eine meisterliche Arbeit der Bildschnitzerei im Stil der Renaissance (*Bild 8 und 9*).



Bild 8.



Bild 9.

Ebenfalls der kreisrunde in Wappenform gehaltene Kuchenbackmodell aus dem Kloster der Clarissen 1613, die sich im Bestand von St. Ursula in Villingen befindet (*Bild 10 und 11*).



Bild 10.



Bild 11: Rückseite.



Bild 12: Holzrelief „Fegefeuer“.

Vermutlich ebenfalls Hans Amann zuzuschreiben ist das ohne Namens- bzw. Meisterzeichen um 1607 (1609) entstandene bemalte Altarfragment eines Holzreliefs „Fegefeuer“ aus der einstigen, nicht mehr existierenden, Beinhauskapelle im Friedhof; heute auch im Franziskanermuseum ver-



Bild 14 (links): Am Haus, Gerberstraße 15.

Bild 13: Wappentafel



wahrt (Bild 12), sowie das Original der Wappentafel mit dem Reichs-, Stadt- und Österr. Wappen, die 1968 im Kloster St. Ursula wieder gefunden wurde (Bild 13).

Das Ensemble in der Fassade des Hauses Gerberstraße 15 (Bild 14), das auf den Johanniter-Komtur Rollmann von Dattenberg (gest. 1632) verweist, ist möglicherweise eine Arbeit aus der Nachfolgewerkstatt des Hans Amann. Es handelt sich um ein Allianzwappen mit einer darunter befindlichen in Stabrahmen gefassten Inschrift. Der Textteil enthält die Jahreszahl 1630 (MDCXXX). Der Stabrahmen ist formal identisch mit dem des Wappenensembles (Epitaph) im finsternen Chörle des Villingen Münsters (Bild 1 und 15).

Nach Paul Revellio, a.a.O., ist Hans Amann vermutlich kurz vor 1626 gestorben.

Weitere 6 Arbeiten aus der Werkstatt von Hans Amann (Vater und Sohn) aus Hettingen, Hechingen und (Sohn) Hüfingen (Bilder 16 bis 21).



Bild 15: Stabrahmen des Epitaph.



Bild 16: Hettingen, Kirche (1).



Bild 17: Hettingen, Kirche (2).



Bild 18: Hettingen, Kirche (3).



Bild 19: Hettingen, Kirche (4).



Bild 20: Hechingen, Kirche St. Luzen.



Bild 21: Hüfingen, Kirche.

Mit der Zuweisung von Meisterzeichen ergeben sich in der Forschung allgemein und wiederholt Schwierigkeiten.

Hier: Auflistung der Zeichen mit ihren Standortvorkommen



Hettingen (3), Epitaph des Hans Dietrich Speth, gest. 05.07.1586

Hettingen (4), Epitaph der Edelknaben Joachim Bastian und Christoph Speth, gest. 1569 und 1578, angefertigt 1588

Hechingen St. Luzen, Kanzel 1589
Villinger Münster, Epitaph des Johann Christoph Widmann gest. 28.03.1621



Ulm Münster, kommt mit der Zahl 1588 im Glockenhaus vor
Hettingen (1), erster Epitaph der Eheleute Philipp Dietrich Speth, von Zwiefalten gest. 1582 und Dorothea Speth geb. von Rechberg, Villingen, Gerberstr. 27 (Stiftskeller), Doppelwappen St. Sebastian und Meisterin Maria Mayer 1614



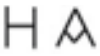
Villingen, Brunnengasse, zwei Steine mit Meisterzeichen und Jahreszahl 1601 bzw. 1605



Hettingen (2), zweiter Epitaph der Eheleute Philipp Dietrich Speth, von Zwiefalten gest. 1582 und Dorothea Speth, geb. von Rechberg.



Villingen, Wappentafel des Abtes Michael Gaisser 1598



Villingen, Zunflade der Bauleutezunft 1600



Hüfingen, Epitaph des Arbogast von Schellenberg 1605
Villingen, Kuchenbackmodel aus dem Kloster der Clarissen um 1613



Die Schwierigkeiten bei der Zuweisung von Meisterzeichen werden an den obigen auch spiegelbildlich wiedergegebenen Meisterzeichen deutlich, die entweder das Zeichen des Vaters, des Sohnes, der Sippe oder der Werkstatt Amanns bedeuten.

Zu diesen Signaturen erreichen mich zwei E-Mail-Nachrichten von Paul Hofmann, Berlin.¹¹ Er schreibt: Nach meinen Beobachtungen ist es (leider) im 16. Jahrhundert üblich, dass ein Steinmetz sein Zeichen variiert, oft in gespiegelten Formen oder mit leichten Änderungen angewendet wird. Das macht den Vergleich von Zeichen und deren

Zuordnung nicht einfacher. Aber Ihr Zeichen von Hans Amann macht da keine Ausnahme. (15.11.08) Am 04. Januar 2009 schreibt er: Nach meinen Beobachtungen sind Spiegelungen von Steinmetzzeichen durch den Urheber oft verwendet worden. Danach war für den Urheber die spiegelbildliche Darstellung identisch. Teilweise sind sogar einzelne Elemente des Zeichens gespiegelt worden (was die Zuordnung außerordentlich erschwert) oder einzelne Elemente haben sich in der Form über den Schaffenszeitraum verändert.

Dieses Dilemma zeigt auch mir bei den Zuweisungen gewisse Schranken auf, d.h. nach diesen Feststellungen muss offen bleiben, ob es sich bei den hier bezeichneten oder auch anderweitig vorkommenden und hier nicht angesprochenen Werken, abgesehen von einer feststehenden Jahreszahl, ausschließlich um individuell dem Vater bzw. dem Sohn Amann zuweisbare Arbeiten handelt oder ob sie gar in einer Gemeinschaftsarbeit aus der Werkstatt des Vaters bzw. des Nachfolgers Sohn entstanden sind. Ist allerdings eine Arbeit für die Zeit nach 1597 datierbar, dann kann es sich jedenfalls nicht mehr um eine Arbeit des Vaters gehandelt haben. Das ist besonders für die in Villingen entstandenen Arbeiten relevant.

Nichtsdestoweniger gibt zudem die unterschiedliche Qualität einzelner Werke und sogar deren Zweitausfertigung, wie z.B. in der Hettinger Kirche, Epitaph der Eheleute Philipp Dietrich Speth, von Zwiefalten gest. 1582 und Dorothea Speth, geb. von Rechberg, (1)+(2) zu Überlegungen Anlass.

Literatur in der Werke von Hans Amann erwähnt werden:

Ulm:

„Thieme und Becker“ S. 415-416
„Nachrichten von Gelehrten und Künstlern... aus Ulm“ 1798
„Münsterblätter 2/ 1880“ S.33-60 „Die Steinmetzzeichen des Münsters“ Nr. 242 das Zeichen von Hans Amann

Villingen:

Renaissance im deutschen Südwesten Band 2, S. 785 Zunflade VL
„Beiträge zu Geschichte...“ Paul Revellio S. 109; S. 222-225; S.232
„Kunstgeschichte Vil. v. Mittelalter bis ...“ Franzisk.-Museum VS. S.36/37 „Zunflade“
„Kunstschatze aus Villingen“ S.63; 77; 78; 79; 80; 81;

„Die Bürgerbücher der Stadt Villingen-Schwenningen“ S. 408 /4408

Hechingen:

„Zollerheimat“ Hechingen, 15.Okt.1936 „Der Meister der Kanzel von St. Luzen“
Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns Band 1 „Kreis Hechingen“ 1939 S. 166 St. Luzen 1589 Kanzel, 1587 Chorgestühl,
S. 171-174 Figuren, Chorgestühl
S. 188 Schloss (1577 zwei Prachtpforten, 1579 2 Saalkamine.,1582 eine Bettstatt „in Jr. Gnaden gemacht“)
„St. Luzen in Hechingen“ 1991 S. 53
„Hechingen und Zoller-Burgen“ S. 86 Kanzel St. Luzen Hechingen

Hettingen:

„Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns“ Band 2 „Kreis Sigmaringen“ 1948
S.155-157 (Hettinger Grabmale)
„Der Landkreis Sigmaringen“ 1981 S. 83; 139; 217
„Geschichte der Herrschaft Gammertingen-Hettingen“ 1983 S. 86
Abb. 70
„Dorfleben hinter Stadtmauern“ 2007 Herausgeber, Stadt Hettingen,
4 Grabmale

In allen Kunstführern von Hohenzollern wird Hans Amann in Bezug zu Ulm, Hechingen und Hettingen erwähnt nicht aber zu Villingen und Hüfingen.

Fußnoten

- ¹ Vgl. „Kunstschätze aus Villingen“, Hg. Binder Magnete Villingen, 1969, Text Josef Fuchs, ohne Seitenzahl.
Hans Kraut lebte von 1532 - ca. 1592, wobei letzteres Datum hypothetisch ist: 1593 bestellt nämlich Graf Heinrich von Fürstenberg bei Jacob Kraut (dem Sohn) und nicht „wie bisher immer bei Hans“ einen neuen Ofen. 1596 heisst es von Jacob K. „hat seines Vaters Rüstung auch noch“. Vgl. hierzu Eva Kayser, „Der Villingener Kunststifter Hans Kraut“ in: Geschichtsund Heimatverein Villingen, Jahreshft XII 1987/88, S. 46

- ² Revellio Paul, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Hg. Stadt Villingen, Schriftenreihe, Ring-Verlag Villingen, 1964, Seite 222 ff.
³ Stadtarchiv Ulm, Bestand G 2, Ammann Hans (hier mit zwei „mm“ geschrieben)
⁴ Vgl. „Die Steinmetzzeichen des Münsters“ (zu Ulm), gesammelt von Alfred Klemm, in: Münsterblätter 2 (1880), Seite 33-60, Nr.242
⁵ Totenbuch Münster Ulm, 1597, vgl. Hans Rott...
⁶ Der Name Hans Amann erscheint in unterschiedlicher Schreibweise und Zeitstellung insgesamt 6 Mal im Villingener Bürgerbuch. Er ist aber durch die Jahreszahl 1601 nur einmal mit der Lebenszeit unseres Hans Amann (Hanß Ammann) in Villingen synchronisierbar-. Vergl. Villingener Bürgerbuch, im Druck erschienen VS 2001, Stadtarchiv, S. 408, Nr. 4408.
⁷ Revellio Paul, „Hans Amann...“, I., Tageszeitung „Der Schwarzwälder“, 13. März 1923
⁸ Ders. „Beiträge...“, a.a.O., s. oben Fußnote 2
⁹ Ders. „Beiträge...“, a.a.O., Seite 225
¹⁰ Steinhart Wilfried, „Ein Epitaph im Finsteren Chörle...“, in: Villingen im Wandel der Zeit, Geschichts- und Heimatverein Villingen, Jahrgang XXXI, 2008, Seite 13 ff.
¹¹ E-Mail-Nachtrag, Paul Hofmann, Berlin, vom 15.11.08 und vom 1/4/09 korrekt: 4. Januar 2009 (kontakt@steinmetzzeichen.de)

An dieser Stelle darf ich Herrn Werner Huger, Ehrenmitglied des GHV, für seine Unterstützung herzlich danken.



Gäh am Weag, s'krumm Ränkli nuff,
z'Villinge im Neihiesle-Wald,
e halb ve'fallenes Bildstöckle stoht,
drin inne e Herrgotts-G'stalt.

Vor sellem Bildstöckli haltet a,
d' Fuhrliet ewwel, jung un alt,
se faltet d'Händ un bättet dert,
so, wi'es de Bruuch isch halt.

Der brave Maa isch dert vor Johre
vum voll g'ladene Wagä keit!
„Loß, li'eber Herrgott, gib em au
si Rueh in Ewigkeit“.

D' Fuhrliet – wi'e sin se fromm un guet –
des gfallt oem gar eso.
Nu schad', dass 's Stöckli bald keit um,
no bättet kon meh do.

Doch welleweag – de keit nit um!
s isch als häb s Oen g'hert:
s Bildstöckle im neie Glanz erstrahlt,
un scho bisch freudig besser belehrt!

Pfingsten 2009

„Der Sankt Nepomuk lebt wieder“¹

Gerhard Hauser

Die Sanierung der Villingener Nepomuk-Statue geht auf die vorbildliche Privatinitiative der Villingerin Hannelore Beha und ihrer Familie zurück

Es ist ein außergewöhnliches Standbild, das zwischen Sägebach und dem Unternehmen Beha in VS-Villingen steht: die Figur des heiligen Nepomuk. Und ebenso außergewöhnlich ist das Engagement der 80-jährigen Villingerin Hannelore Beha, die die in die Jahre gekommene Sandsteinstatue jetzt auf eigene Kosten sanieren ließ. Nicht alltäglich ist allerdings auch die Odyssee, die diese Heiligenfigur im Laufe der vergangenen knapp 300 Jahre hinter sich brachte. Sie zeigt vor allem eines: Wie Privatinitiative eine markante Figur rettete und bewahrte, obgleich sie als Symbol altösterreichischer Herrschaft für die Villingener eine Zeitlang ohne jede Bedeutung war.

Das war nicht immer so: 1710 teilte der renommierte Villingener Bildhauer Johannes Schupp mit, dass der österreichische Gesandte in der Schweiz, Graf Franz Ehrenreich von Trautmannsdorf und ein glühender Nepomuk-Verehrer, Villingen das Standbild geschenkt habe.² Es wurde 40 Meter südlich des Marktplatzes in der Niederen Straße aufgestellt. Bis dort soll das Wasser bei der Wasserbelagerung (1634) vorgedrungen sein, als im Dreißigjährigen Krieg die Württemberger, unterstützt durch ein schwedisches Reiterkontingent, die Stadt durch Aufstauen der Brigach unter Wasser zu setzen versuchten. Bevor es dazu kam, zogen Schweden und Württemberger ab. Dass Villingen tatsächlich überflutet wurde, ist quellenmäßig nicht überliefert und basiert auf einer mündlichen Erzählung.³

Vielleicht nutzten die Villingener die Legende, um den Standort des Heiligen Nepomuk im Zentrum der Stadt zu begründen, weil damit auf eine der kriegerischen Auseinandersetzungen verwiesen wurde, in der die Stadt als ein Bollwerk Vorderösterreichs verwickelt war. Doch mehr noch als ein Schutzheiliger gegen Wassergefahren⁴ galt Nepomuk damals als Patron der österreichischen



Hannelore Beha, die mit ihrer Familie das Nepomukdenkmal seit Generationen betreut und für seine Erhaltung sorgt, freut sich nach der Renovation des Denkmals 2009 über das gelungene Werk.

Erblande – lange nach seinem Tod. Der vermutlich aus einer deutsch-böhmischen Familie stammende Mönch hatte im 14. Jahrhundert in Böhmen gelebt und agierte als Generalvikar des Erzbistums von Prag. Am 20. März 1393 ließ ihn König Wenzel IV. gefangen nehmen. Die zeitgenössischen Quellen geben keinen Grund für das Strafgericht des Königs an. In der Kaiserchronik, die 40 Jahre nach dem Tod des Nepomuk geschrieben wurde, wird berichtet, dass Nepomuk der Beichtvater der Königin gewesen sei. König Wenzel wollte angeblich erfahren, was seine Frau dem Priester gebeichtet hatte. Nepomuk wurde zunächst gefoltert und dann in der Moldau ertränkt. Die dort treibende Leiche soll von fünf Flammen umzüngelt worden

sein, weshalb er mit fünf Sternen um das Haupt dargestellt wird. Eine andere Deutung verweist auf die fünf Buchstaben des lateinischen Worts „tacui“ (übersetzt: „ich habe geschwiegen“). Damit wird symbolisch auf die Bewahrung des Beichtgeheimnisses verwiesen. Vermutlich dürfte diese Auseinandersetzung zwischen Nepomuk und Wenzel um das Beichtgeheimnis nie stattgefunden haben. Realer Hintergrund der Konfrontation und des nachfolgenden Strafgerichts war wohl das Interesse des Königs, die wirtschaftliche und politische Vorrangstellung des Prager Bistums zu schwächen (auf dessen Seite Nepomuk stand).⁵ Doch erst später wurde aus dem regional in Böhmen verehrten Märtyrer eine Identifikationsfigur für das Habsburger-Reich. Er nahm bei der Rekatholisierung des Landes eine wichtige Funktion ein und wurde als ideeller Gegenpart zu Jan Hus aufgebaut. 1683 wurde auf der Prager Karlsbrücke die erste Brückenstatue aufgestellt, deren Modell von Matthias Rauchmiller aus dem vorderösterreichischen Radolfzell geschaffen wurde. Nepomuk wurde 1729 heilig gesprochen, in den Ländern der Habsburgermonarchie hatte zuvor schon eine enorme Verehrung eingesetzt.

Gerade Trautmannsdorf förderte diesen Kult, neben seiner Frömmigkeit hat auch die Propa-



Der heilige Nepomuk erstrahlt nach mustergültiger Restaurierung in neuem Glanz auf dem Sandsteinsockel am Beginn der Straße, die seinen Namen trägt. Zu seinen Füßen erinnert das Wappen des Grafen Franz Ehrenreich von Trautmannsdorf, an den Stifter dieses Denkmals.

gierung der habsburgischen Staatsidee in einem von unterschiedlichen Kulturen und Nationen geprägten Reich eine Rolle gespielt.⁶ Trautmannsdorf übernahm jedenfalls drei Stiftungen dieser



Das berühmteste Nepomukdenkmal steht seit 1683 auf der Karlsbrücke in Prag. Im Hintergrund grüßt die Prager Burg – der Hradschin. Der Geschichts- und Heimatverein Villingen weilte bei der Jahresexkursion 2008 an dieser historischen Stelle.



Das Handauflegen am Relief des Denkmals soll, nach einem alten Volksglauben, Glück bringen und die Hilfe St. Nepomuks erleben. Wie viele Menschen daran glauben zeigt die blank geriebene Stelle auf der Kupferplatte.

Art: in Konstanz, ebenfalls geschaffen vom Villingen Schupp und bis heute am Straßenplatz des Chors St. Stephan zu sehen, im schweizerischen Baden und eben in Villingen. Die Villingen selbst, die im Laufe des Spanischen Erbfolgekriegs erneut belagert wurden, erkannten jedenfalls den Hintersinn der Schenkung und sprachen davon, „dise hochschätzbahren Patronen der Österreichischen Erblandten inskünftig Eüfferigst zu venerieren“⁷, als sie sich im August 1710 bei dem Spender Trautmannsdorf und im August 1711 bei Schöpfer Johann Schupp⁸ bedankten.

Knappe 100 Jahre später endete die Zugehörigkeit von Villingen an das Haus Habsburg. Zunächst gelangte die Stadt an Württemberg, ein Jahr später endgültig an das Großherzogtum Baden. „Altösterreichische Erinnerungen verloren

ihren Klang“, schildert es trefflich Paul Revellio. 1827 wurde die Nepomuk-Statue bei der Neugestaltung der Villingen Hauptstraßen abgebrochen. Das Standbild verschwand, eventuell sogar auf einer Art Müllplatz⁹ oder in einem Keller. Sechs Jahre später, 1833, ließ der Müller Dominikus Kaiser die Statue auf eigene Kosten dort, wo sie noch heute steht, wieder aufstellen. Für den Sockel dichtete damals der Villingen Fidel Dürr Verse, die die Vergänglichkeit der Welt und die Veränderlichkeit von Herrschaft zum Ausdruck brachte:

„Nach frommer Väter Sitte
Im Glauben an ein höh'eres Walten,
Ziert ich Villingens Mitte,
Ward von den Bürgern hochgehalten.
Als dieser Glaube ward erschittert,
War auch Entbehrlichkeit mein Loos,



Doch steh' ich fest, wenn alles zittert
Natur! – in deinem Schooß.“¹⁰

Als im 19. Jahrhundert die Behas die „lange Mühle“ von Dominikus Kaiser übernahmen, kümmernten sie sich seitdem auch um das Standbild vor der Sägerei. Bereits mehrfach wurde die Statue allein durch privates Engagement restauriert: 1864, 1898, 1952, 1973 und nun 2009. Einmal in den achtziger Jahren haben sich offensichtlich auch Stadt und Denkmalamt engagiert, ausgerechnet damals schlich sich allerdings ein Fehler ein, der den Villingener Nepomuk zu einem Unikum machen dürfte. Der Heiligenschein des Standbildes zieren landauf, landab fünf Sterne. Selbst im September 1983 verwies der Untersuchungsbericht der Stadt Villingen-Schwenningen auf einen verschwundenen „Fünfsternerheilighschein aus Metall“¹¹, dessen Halterung noch vorhanden sei, der aber erneuert werden muss. Die nachfolgende Restauration

Malermeister Manfred Hettich hat schon oft bei der Restaurierung zahlreicher Kunstwerke in Villingen Sachverstand und Können bewiesen. Fachkundig und konzentriert ging er auch beim Nepomukdenkmal zu Werke.



Die Farbabstimmung muss genau passen. Fachkundig bearbeitet Malermeister Hermann Haugg das Gewand des Heiligen.

schenkte den Villingern einen siebensternigen Heiligen.

Inzwischen kümmert sich wieder die Familie Beha um die Erneuerung. „Es war höchste Zeit“, berichtet Hannelore Beha: Der Sockel war von Flechten überwachsen, die Farbe der Figur blätterte ab, Teile der Statue waren verwittert. Kleine Schäden am Stein ließen Wasser eindringen, das nach Frostperioden kleine Stücke herausprengte. Offensichtlich hatte auch das Hagelunwetter im Juni 2006 der Statue zugesetzt. Für die 80-Jährige, die selbst Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins ist, war klar, dass sie das Projekt ohne Zeitverlust angehen wollte. Für sie war es eine persönliche Verpflichtung.

Von vornherein stand für Hannelore Beha fest, für die notwendige Erneuerung Villingener Fachleute zu beauftragen. Während die Untere Denkmalbehörde der Stadt Villingen-Schwenningen zustimmte und dafür auch 1000 Euro zusagte, wollte das Regierungspräsidium einen Restaurator als Fachmann schicken. Doch Frau Beha setzte sich durch, verzichtete auf weitere Zuschüsse und beauftragte die beiden Villingener Malermeister Hermann Haugg und Manfred Hettich. Die beiden erfahrenen Handwerker machten sich fachkundig: Hauggs Gang führte ihn zunächst ins Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, wo er sich die Befunduntersuchung für das Denkmal besorgte. Darin wird die Analyse der alten Farben festgehalten.

Von Anfang bis Mitte Juli verhalfen Haugg und Hettich, der als Maler der Figur des Romäus am Romäusturm bekannt wurde, dem Nepomuk zu neuem Glanz. Beiden war die Restauration eine Herzensangelegenheit. Am 20. Juli wurde das Gerüst abgebaut: Bis ins kleinste Detail wurde die Figur erneuert: die goldfarbene Borte des Rocks, der Hermelinbesatz des Überhangs, Kruzifix und Zweig sowie das Gesicht des Heiligen. Auch das Wappen des Grafen von Trautmannsdorf an der Stirnseite, das bis heute auf den Schenker verweist, wurde renoviert.

Neben der Befunduntersuchung nutzte Haugg Farbrückstände, die er fand und die ihm bei der Rekonstruktion halfen. Der Handwerker hatte sich



Aufmerksam und interessiert lässt sich hier Hannelore Beha von Malermeister Hermann Haugg die Arbeiten an ihrem Nepomukdenkmal erklären.

Fotos: Jochen Hahne

zum Ziel gesetzt, so viel Originalgetreue wie möglich zu wahren, bei einer gleichzeitig prägnanten Kontrastierung. So sollte die Wirkung des Nepomuk möglichst lebensecht sein, genutzt wurden ausschließlich Mineralfarben. Für die Borte benötigten die Maler 23,5 karätiges Blattgold, was aber so auf das Heiligenmonument aufgeklebt wurde, dass es nicht mehr zu entfernen ist. Jetzt dürfte der Nepomuk wieder einige Jahrzehnte halten, jedenfalls länger als die vergangenen 36 Jahre seit der letzten Renovierung, prophezeit Haugg. Der Sandsteinsockel wurde gesichert. Denn noch mehr Villingener sollen für eine längere Zeit das feststellen, was Hermann Haugg über den Nepomuk sagt: „Er lebt wieder.“

- 1 Dieser Beitrag geht zurück auf einen Bericht im SÜDKURIER, der am 21.7.2009 erschienen ist.
- 2 Revellio, Paul, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen. Villingen 1964, S. 328 folgende.
- 3 Revellio, Paul, ebenda.
- 4 Außerdem gilt er als Schutzpatron der Schiffer, Flößer, Müller sowie der Brücken.
- 5 Quelle: Online-Lexikon Wikipedia, unter: Johannes von Nepomuk.
- 6 Winfried Hecht, Johannes von Nepomuk kommt nach Vorderösterreich, Schwäbische Heimat, 2000/1, Seite 44 ff.
- 7 Hecht, Seite 46.
- 8 Revellio, ebenda, Seite 328.
- 9 Untersuchungsbericht Nepomuk-Statue, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SAVS), Abteilung 1, Bestand 13.2 (1996), Nr. 749
- 10 Revellio, ebenda, Seite 328.
- 11 Untersuchungsbericht Nepomuk-Statue, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SAVS), ebenda.

Romäus' letzte Schlacht: Novara 1513 – ein tragisches Ende

Werner Huger



Am Romäusturm

Von ihm geblieben sind die wundersamen Geschichten aus der Erzählwelt. Sie berichten über jene martialische Gestalt, deren um 1980 erneuertes Bild in phantasievoller Anlehnung an jenes des 19. Jahrhunderts am jetzigen Romäusturm prangt. Es ist der einstige Michaelsturm, auch Diebturm geheißten, hinter dessen festen Mauern der Lokalheld Romäus gefangen saß; verurteilt vom Gremium der Stadtrichter zu lebenslanger Haft. Von diesem legendären Mann zeugt als Zeitgenosse der Ratsherr Heinrich Hug in seiner Villinger Chronik (1495–1533).¹

Er schreibt: „... Er was ein wunderbarlichast mensch, das sine sachen nit zu schribend sind, dan

er ain kriegsman (Anm.: mhd. Streiter, Kämpfer) waß von Jugend uff und hat groß sachen geton sin tag.“

Diese inhaltlich unbestimmte Glorifizierung zeigt, dass sich schon damals Geschichten über ihn im Umlauf befanden, die geeignet waren, den Mythos „Romäus“ zu begründen. Von ihnen ist seine abenteuerliche Flucht im Jahr 1498 aus dem als ausbruchsicher geltenden Verlies des mächtigen Michaelsturm, dem heutigen Romäusturm, als reale Tat nur spektakulärer Teil der Erzähltradition.

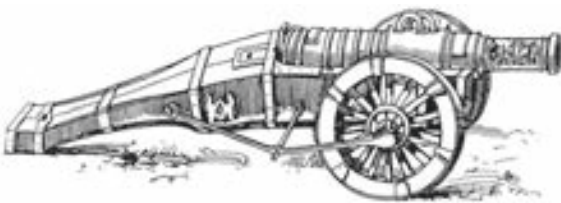


Bannerträger, Villinger
Stich,
Wappenbuch des Jakob Köbel,
1545

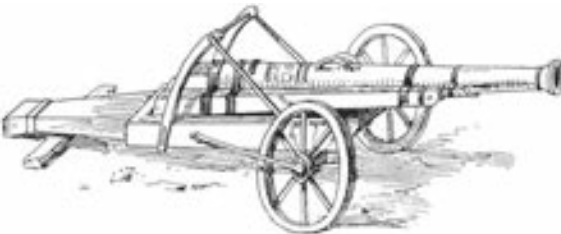
Durch die nachträgliche richterliche Revision („... und gab im ain ratt all sin ferscription hin und gelt darzu ...“) wurde ihm, der immerhin durch Hauseigentum Bürger der Stadt war, Freizügigkeit gewährt, wonach er „torst“ (Anm.: dürft) wandeln, wo er wollte. Damit hatte man ihn zunächst gewissermaßen los, denn nach altem Stadtrecht (1371 und 1592) wurde einem Bürger, wenn er sich willkürlich „jar und tag“ aus dem Bannkreis der Stadt entfernte, das Bürgerrecht entzogen und nur unter Auflagen (Bußgeld) zurück gegeben. Durch die eingeräumte Freizügigkeit war die Rückkehr rechtlich problemlos, wie sich durch die später zugestandene Pfründe seitens des Königs erweist.

Hier interessieren uns nach dem obigen Urteil im Folgenden nur die Aktivitäten unseres Mannes, die von außerhalb der Stadt zu berichten sind. Auf zwei verweist unser Chronist Heinrich Hug.

Es ist einmal seine Beteiligung am Schweizer- (Schwaben-)krieg 1499, wo er auf der von den Schweizern angegriffenen Küssaburg, im heutigen Landkreis Waldshut, ein „Büchsenmeister“ war. Darunter hat man einen „Fachmann der größeren Feuerwaffen“, die die „Pulvergeschütze“ einschlossen, zu verstehen. Eine diesbezügliche Funktion beinhaltete neben den technologischen Kenntnissen von den Neuerungen bzw. Verbesserungen des Geschützwesens seit Ende des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Wissen über die Arten der Geschützgattungen, deren Lafettierung und Aufgabe, dem Material und den Bohrungen der Rohre, den Kugeln in Beschaffenheit und Kaliber und nicht zuletzt die Zusammensetzung, Aufbereitung bzw. Beschaffung des Schießpulvers sowohl für die Stücken (= Geschütze) als auch die Büchsen (= Gewehre) und des Ladens sowie über die Kunst des Richtens und Zielens. Die Reorganisation des Geschützwesens unter Kaiser Maximilian I. (seit 1498) und dessen Nachfolger Karl V. war damals ein europaweiter Vorgang und machte demnach einen „Büchsenmeister Romäus“ zu einem wehrtechnisch gefragten Mann.



Sogenannte Scharfmetze in Blocklafette, 15. Jahrh. (aus dem Zeugbüchern Maximilians I., Zeug Österr. Land)



Große Schlange in sogenannter Burgunderlafette, 15. Jahrh. (aus dem Zeugbüchern Maximilians I., Zeug Österr. Land)

Später berichtet Hug von der Beteiligung an der Schlacht von Novara 1513, die mit dem Tod des Romäus und weiterer Bürger aus der Stadt endete.

Damit sind wir zunächst beim Söldner- und Landsknechtswesen des zu Ende gehenden Mittelalters angelangt.

Bei der mittelalterlichen Form des „Söldners“ handelte es sich um einen „um Lohn und Beute kämpfenden Berufskrieger aus den nicht ritterfähigen Bevölkerungsschichten.“ Es gab allerdings auch Ritter ohne Lehen, die sich als „Soldritter“ verdingten.

Die personenrechtlichen Bindungen der mittelalterlichen Menschen als Hörige oder Leibeigene, als Einwohner der Städte, auch als Bürger, machen es nicht immer leicht die soziale Struktur der Söldner zu klären.

Jedenfalls muss man Romäus bei seinem Tätigwerden auf der 670 Meter hohen Küssaburg die Aufgabe eines Söldners zuweisen, der seine „Besoldung“ durch die Burgherrschaft, den Grafen von Sulz als Pfandinhaber, erhielt. Mit der Einnahme der Burg durch die Schweizer endete sein Aufenthalt und wir treffen ihn zunächst wieder in Villingen an. Sein Verbleib während der nächsten Jahre bleibt unbestimmt.

Lediglich die Jahrzeitschenkung eines Hauses an die Franziskaner (Jahrzeitbuch) wird für 1510 bekannt.

Die Landsknechte waren eine Sonderform der einstigen modernen Söldnerarmee. Sie rekrutierten sich als Berufssoldaten in Söldnerheeren, außerhalb der Lehens- oder Vasallenpflicht gegenüber einem Feudalherren, z.B. Herzog, König, und außerhalb einer sonstigen Wehrpflicht. Es waren von erprobten Kriegern geworbene Einheiten. Dahinter steckte die Konzeption des Habsburgers Maximilian I. („dem letzten Ritter“), Herrscher über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

Als militärische Einrichtung, insbesondere der oberdeutschen Region aber auch der Schweizer Konföderation („Eidgenossen“) traten die Landsknechte mit einer ersten urkundlichen Erwähnung ab dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg (17. Jahrhundert) in Erschei-

nung, wengleich der Niedergang des Landsknechtswesens sich schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Folge von Korruption, Gesetzlosigkeit, Krankheiten und stagnierender Besoldung, die mit der Inflation nicht Schritt hielt, abzeichnete. Nichtsdestoweniger gab es „einen fast unerschöpflichen Vorrat an jungen Männern, die auf Abenteuer, Händel und Beute aus waren“.

Ursprung und Vorbild waren die aus der Volksversammlung (Landsgemeinde) der Schweiz hervorgegangenen Fußsöldner, die als Phalanx, vornehmlich im Gevierthaufen (Igel), hauptsächlich mit Stangenwaffen (Spieße und Hellebarden = Helmbarten) aber auch mit Handfeuerwaffen (Handbüchsen) und blanken Angriffswaffen in der Feldschlacht die Entscheidung suchten. Sie lösten damit die militärtaktisch veraltete Kavallerie der Ritterheere ab. Die Landsknechte waren über eine straffe Kommandoebene organisiert und hierarchisch entsprechend besoldet. Sie waren als Truppe gut trainiert und taktisch geschult.

Ihre Überlegenheit als massenhaft auf dem Schlachtfeld agierende Fußtruppe resultierte nicht zuletzt aus diesem Gefüge. Wengleich wir hier auf weitere Details, insbesondere der variierenden Uniformierung verzichten, seien doch wenigstens die sogenannten „schwarzen Banden“ erwähnt, weil sie im Zusammenhang mit der Schlacht von Novara, an der Romäus teilnahm, ebenfalls auftauchen. Der Begriff rührt von dem schwarzen Harnisch her, der, über dem Kettenhemd getragen, als Schutzkleidung der ritterlichen Rüstung entlehnt wurde. Später kam an Stelle des Huts (Baret-Variationen) die eiserne Sturmhaube hinzu.

Die Landsknechte, eingeteilt in Fähnlein und Regimenter (ungefähr 10 Fähnlein oder ein mehrfaches) waren intern keineswegs ein gesetzloser Haufen. Im Innenverhältnis herrschte ein eigenes Rechtssystem, das auch strenge Strafen in ihrem Gesetzesrahmen vorsah. Dennoch war es kein sorgloses Leben in der Truppe. Auswüchse wie Raufereien, Glücksspiel, Trinkgelage, Beleidigungen, desolante Hygiene und mangelnde Kameradschaft, aber auch die Probleme der Versorgung und Logistik, mussten von den vorgesetzten

Offizieren und Unteroffizieren stets überwacht und geregelt werden. Gefährlicher als der Feind waren grassierende Krankheiten. Es heißt „Die meisten Söldner fielen nicht etwa den feindlichen Angriffen zum Opfer, sondern starben oftmals an Krankheiten, bevor sie überhaupt in Kampfhandlungen verwickelt wurden“, die Pest allein raffte Unzählige dahin. Auf den Wagen lagen nicht selten Kranke und Sterbende wild durcheinander.

Wollte man heute einen zeitgenössischen Vergleich zu einer entsprechenden Truppenorganisation herstellen, käme dafür nur die inzwischen bedeutungslos gewordene französische Fremdenlegion infrage.

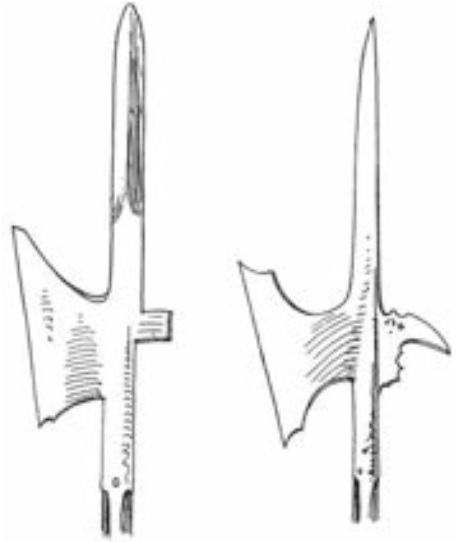
Die innereuropäischen Machtkämpfe, vor allem Frankreichs und Habsburgs-Österreich, führten allein im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zu mehreren Feldzügen auf Kriegsschauplätzen in Tirol, Bayern und Norditalien. So belagerte z.B. 1509 Kaiser Maximilian I. die Stadt Padua. Als die Landsknechte zusammen mit den Edelleuten (Rittern) stürmen sollten, weigerten sich die Letzteren mit der Begründung, sie wollten nicht auf Seiten derer die Schneider und Schuster sind die Gefahr wagen, sie seien dazu da, zu Pferde zu streiten, worauf der Kaiser die Belagerung abbrach.

Aus der Stadt heraus seien, laut Heinrich Hug, tausend Mann erschossen worden, darunter, wie Hug schreibt, „... zwen buchsenmaister uss dißer stat: Michel Wer(k)maister was ainer und der jung Romius Mans und der jung Märte Bader, der starb och im Land.“² Diese Verweisung mit dem Attribut „jung“ und dem Namen „Romius“ deutet zumindest auf ein verwandtschaftliches Verhältnis zu „unserem“ Romäus, wenn es sich nicht sogar um seinen Sohn gehandelt hat. Wie schon weiter vorne erwähnt, haben die Franziskaner 1510 in ihrem Jahrzeitbuch die Stiftung eines Jahrtags mit „sel meß“ registriert. Dem religiösen Akt lag als Schenkung „ain hus im ried mit garten“ zugrunde, für „remigius mans“ (Anm.: Remigius ist der Taufname von Romäus) Vater, Mutter, zweier seiner „husfrowen“ und aller seiner Vorderen „und siner kinden“.³ Das wäre immerhin ein indirekter Hinweis zu obiger Hypothese, dass es der Sohn des Romäus gewesen sein könnte.

Die Waffen am Mann:



Landsknecht eine Waffe abfeuernd, um 1514 (aus dem Zeugbüchern Maximilians I., Zeug Österr. Land)



links: Helmbarte (= Hellebarde) aus der Zeit Maximilians I., um 1500

rechts: Bairische Helmbarte, um 1515

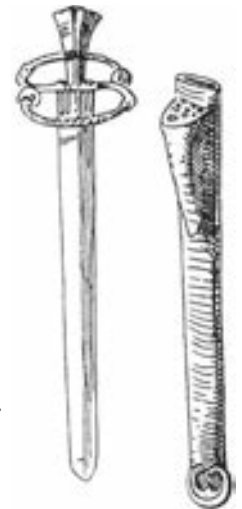


Spieße 16. Jahrhundert

Als Handfeuerwaffe war es noch zu Zeiten des Romäus vor allem die Handbüchse, die die Büchschützen trugen. Die Handrohre hatten allerdings mit ihren Geschossen selbst auf kurze Distanz eine geringe Wirkung, erst recht, wenn der Gegner einen Harnisch trug.

Das änderte sich erst nach 1520 als die Muskete aufkam.

Sofern es sich um Angriffs- oder Nahkampfwaffen der Landsknechte handelte so waren das in erster Linie die Stangenwaffen und hier der Spieß für den direkten Stoß in den Leib des Gegners sowie als sinnreichste Stangenwaffe die Helmbarte, für die der heutige Ausdruck Hellebarde üblich ist.



Landsknechtsschwert mit Scheide eines kaiserlichen Feldobristen (nach 1487)

Sie war Stich- und Hiebwaffe zugleich. So vermochte der Schlag des Axtteils am langen Stiel Harnisch oder Helm zu spalten und mit dem Haken konnte eine ins Fleisch eindringende Verwundung erzielt werden.

Als blanke Nahkampfwaffe kam noch ergänzend das oft künstlerisch gestaltete Schwert als Hiebwaffe hinzu. Auch der sogenannte Zweihänder gehörte in diese Kategorie. Der Landsknecht führte das Schwert vor sich in der Magengegend in einem Gürtel, an dem rückwärts an der rechten Seite noch der Dolch befestigt war.



Aufeinandertreffen von deutschen und schweizer Söldnern (Gemälde von Hans Holbein, Detail).

Die Schlacht bei Novara in der Poebene, 6. Juni 1513

1. Die politisch-militärische Ausgangslage

Ludwig XII. von Orleans (1462–1515), seit 1498 König von Frankreich, nahm die französische Expansion nach Italien wieder auf. Unter anderem war damit der Anspruch auf Mailand verbunden. Dessen Herzog Ludwig vertrieb er 1499/1500. 1510 wurde er selbst von der durch Papst Julius II. gegründeten Heiligen Liga wieder aus der Stadt geworfen.

2. Die Schlacht bei Novara

Erneut war es ein französisches Heer (für beide Seiten wird jeweils eine Stärke von 10000 bis 13000 Mann angenommen) zusammen mit einem starken Kontingent deutscher Landsknechte der „Schwarzen Legion“ (vgl. weiter vorne), das 1513 Mailand nahm und am 6. Juni 1513 den Herzog Maximilian Sforza mit seiner schweizer Hilfstruppe bei Novara, etwa 35 km westlich Mailands, bela-

gerte. Der Erfolg schien unter der Wirkung des französischen Geschützfeuers greifbar nahe.

Inzwischen rückte allerdings von Norden ein Heer schweizer Landsknechte auf Novara vor. Nach anstrengendem Marsch erreichte rund die Hälfte der Schweizer gegen Abend die Stadt, erzwang die Aufhebung der Belagerung und erwartete das Nachrücken der zweiten Hälfte.

Unter schwierigen Bedingungen setzten sich die Franzosen mit deren Landsknechtssöldnern zunächst nach Südosten auf die Linie ihrer venezianischen Bundesgenossen ins 4–7 km entfernte Städtchen Trecate ab. Sie lagerten sich dort

in einem etwas sumpfigen, von Gräben durchzogenen Gelände, wie man es noch im 20. Jahrhundert in den Reisfeldern der Poebene beobachten konnte. Von der Topografie her gesehen war das ein Fehler, denn es hinderte die Franzosen schließlich an einer taktisch-planvollen Entfaltung ihrer Truppenteile. Jedenfalls war der Vorgang den Schweizer Kommandierenden nicht entgangen. So passte es in das Konzept der Schweizer einen

Gegner zur Unzeit durch einen Angriff zu überraschen, dessen psychologische Wirkung auf den Feind ihnen schon von ihrem Überfall bei Morgarten (1315) vertraut war.

Eine zweite Fehleinschätzung durch die Franzosen war ebenfalls verhängnisvoll. Vordergründig entging ihren Beobachtern nicht, dass die in Wartestellung verharrenden Schweizer bis gegen Mitternacht lärmten und sie vermuteten, dass diese die Aufhebung der Belagerung mit einem Trinkgelage feierten.

Einer der französischen Heereskommandanten soll gesagt haben: „Jetzt schlafen die Betrunkene[n] ihren Rausch aus, wir können uns unbesorgt zur Ruhe legen“.

Plötzlich schnappt die Falle zu.

Trotz ihres Gewaltmarsches und dem Zechgelage griffen auf den Befehl ihrer Kriegsräte, noch ehe der Morgen graute, die Schweizer an.

Den Verhältnissen angepasst, schlossen sie mit ihren Gewalthaufen den Gegner ein. Durch diese Umzingelung kam es zu einer Kesselschlacht wie man sie leidvoll noch aus dem Zweiten Weltkrieg kennt. Ein Haufe umklammerte die rechte Flanke der Franzosen. Der mittlere ging auf die Front des Lagers los, wo die französischen Geschütze standen.

Seine Aufgabe als relativ schwache Einheit diente bei der Feindberührung, mit Erwidern durch das eigene Geschütz, mehr einem Ablenkungsmanöver.

Der Haupthaufe dagegen umging, gedeckt



„Die Schrecken des Krieges“ von Urs Graf, 1521, (acht Jahre nach der Schlacht von Novara).
Urs Graf war Augenzeuge der Szenen nach einer Schlacht (Öffentliche Kunstsammlung Basel).

durch ein kleines Gehölz, das französische Lager und führte von Süden den Hauptangriff in den Rücken der Franzosen und ihrer deutschen Landsknechte. Sie rollten so das französische Zentrum auf. Der Überfall in dieses Zentrum führte zur völligen Konfusion der Franzosen und verhinderte jede taktisch wirkungsvolle Organisation der verschiedenen Kampfverbände wie Reiterei und Artillerie. Wo bei den Landsknechten am linken Flügel der Hauptkampf tobte waren die Verluste ungeheuer. Wo den Franzosen, Infanterie wie Ritterschaft, die Flucht noch möglich war, blieben demgegenüber die Landsknechte ihrem Schicksal überlassen. Das Heer der Landsknechte, zu dem unser Romäus und weitere Männer aus der Stadt gehörten, wurde von einem natürlichen Rückzug abgeschnitten und so gut wie vollständig vernichtet. „Pardon“, so lesen wir, wurde nicht gegeben.⁴ Das heißt, sie wurden gnadenlos niedergemetzelt. In einer anderen Quelle heißt es ⁵„... In der blutigen Schlacht wurden die deutschen Landsknechte der „Schwarzen Legion“ und die französischen Fußtruppen aus der Casogne von den schweizer Hellebardiers buchstäblich in Stücke gehauen. ... Auch die im französischen Sold stehenden Landsknechte, die sich ergaben, wurden von den Schweizern restlos getötet.“⁵ Nach den Briefen des Mailänder Herzogs Maximilian hatte die eigentliche Schlacht nur ein bis zwei Stunden gedauert. Zu Tausenden lagen die Toten auf der Walstatt, ausgeraubt und gefleddert bis auf die nackte Haut, wie uns aus dem Jahr 1521 ein Stich des Schweizers Urs Graf zeigt, der selbst Zeuge einer vergleichbaren Schlacht geworden war.

So endete in einem tragischen Schicksal das Leben unseres Romäus, dem nur der Mythos blieb.

Als die Nachricht vom Tod des Romäus und seiner Kameraden in Villingen eintraf, bemühte Heinrich Hug einmal mehr sein Tagebuch. Er schreibt drei Monate nach dem Schlachtenereignis am 7. September 1513⁶ „Item uff unsser frowen aubend in der haberern (Anm.: = Haferernte) was ain großer jamer hie zu Villingen, man hatt aller der frumen knechten, die von hinen warend, ir begreptnus mit luten der großen glocken (Anm.: gedacht), wie es dan hie der sitt und gewonhait ist,

die in Mayland an der schlacht uf mentag nach Bonefacy (Anm.: 6. Juni) herschlagen warend von den Schwitzern. Deren waren zwaintzig und ain man, die sich von Fillingen nampten, aber ir was nit mer uß unser stur und pflicht dan zehen redlicher man mit namen: Romyas Mans, von dem ich da forna fil geschriben hon, was ain buchsensmeister, ... Do lies der raut ain gemain grept haben in der Alten Stat, ... Do was ain große klag; gott sig ina allen genedig!“

Aus diesen Formulierungen lassen sich drei Sachverhalte ablesen: „luten der großen glocken“; das bedeutet, man hat im Münster, des besonderen Anlasses wegen, die große Glocke geläutet und so die Nachricht den Einwohnern kund getan. Inzwischen als Brauch aufgegeben, läutete noch bis in unsere Tage die Glocke dem Gedächtnis eines soeben verstorbenen Pfarrkinds. Freitags um 11 Uhr läutet die „besondere Glocke“ dem Gedächtnis der Gefallenen und Toten zweier Weltkriege.

Bei der namentlichen Erwähnung der 1513 bei „Mayland“ Gefallenen, mit der eindeutigen Verweisung auf „Romyas Mans“, erwähnt Hug, dass zehn der redlichen Männer aus „unserer Steuer und Pflicht“ waren. Das heißt, indem sie der Steuer und der Pflicht, also dem Wachtdienst und anderen öffentlichen Pflichten unterlagen, hat es sich bei ihnen um Bürger mit all deren rechtlichen Vorzügen gehandelt, denen man entsprechende Beachtung schenkte, „gemain grept haben in der Alten Stat“ bedeutete nichts weniger, als dass draußen in der einstigen Pfarrkirche im (noch heutigen) Friedhof ein öffentlicher Gedächtnisgottesdienst stattfand, den wir auch heute noch im Münster und anderswo als Heilige Messe in Form eines Seelenamtes kennen.

Man kann davon ausgehen, dass bei einem solchen Gottesdienst am Übergang zum Chor eine Tumba, d.h. eine Sargattrappe, geziert mit einem Kreuzifix, aufgestellt war, auf die sich, symbolisch eingeseget mit Weihwasser, das trauernde Gedächtnis der Gemeinde konzentrierte. Das hat noch in der Gegenwart zu der irrigen Ansicht geführt, der Tote sei einst bei diesem religiösen Akt anwesend gewesen. Dieser Brauch war vor allem noch im Zweiten Weltkrieg mit einem Stahlhelm

über einem Kruzifix im Gottesdienstakt üblich, während der tote Bürger irgendwo in fremder Erde ruhte, wenn er überhaupt ein Grab gefunden hatte.

Fußnoten:

- ¹ Hug Heinrich, bei Roder, a.a.O. Seite 5
- ² ders. a.a.O. Seite 39
- ³ vgl. Huger Werner, a.a.O., Seite 45
- ⁴ Die Informationen über diese Schlacht wurden wörtlich oder sinn- gemäß entnommen bei Delbrück Hans, a.a.O. Die Neuzeit, Seite 100 ff. und 377 (Teil 2); „Pardon“ – Seite 105 und
- ⁵ Miller D. – Richards J., a.a.O., Seite 83, auf Seite 84: „... restlos getötet ...“
- ⁶ Hug Heinrich, bei Roder a.a.O., Seite 51

Benutzte und zitierte Literatur:

1. Bayer/Wende, Wörterbuch zur Geschichte, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1995, 5. Auflage
2. Boeheim Wendelin, Waffenkunde, Die historische Entwicklung, Gerstenberg Verlag, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1890
3. Delbrück Hans, Geschichte der Kriegskunst: Das Mittelalter/Die Neuzeit, 1901/1920, Nachdruck der Neuausgabe 2000, Walter de Gruyter GmbH & Co, 10785 Berlin
4. Dinzeltbacher P. (Hg.)» Sachwörterbuch der Mediävistik, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1992
5. Huger Werner, Der „Riese“ Romäus; Wirklichkeit, Legende und Deutung, in: Geschichts- und Heimatverein, Jahresbroschüre XXII, 1997/98
6. Miller Douglas – Richards John, Landsknechte 1486–1560, Brandenburgisches Verlagshaus, Brandenburg, Siegler Verlag GmbH, 53757 Sankt Augustin, 2004
7. Revellio Paul, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Schriftenreihe der Stadt Villingen, Ring Verlag 1964
8. Roder Christian (Hg.), Heinrich Hugs Villingen Chronik von 1495–1533, Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart CLXIV., Tübingen 1883

Auf der Ansichtskarte zur Erinnerung an die 300 jährige Wiederkehr 1934 des Abzuges der Schweden und Aufgabe der Wasserbelagerung ist beim Jahre 1634 zu lesen:



„Nach dem Anrücken der Schweden am 16. Juli Aufforderung zur Übergabe durch Obrist Gassion. – Villingen lehnte schriftlich ab – Gassion erbaute den Schwedendamm. Nach 7 Wochen Durchbruch des Dammes. Am 9. Sept. überstürzter Abzug der Schweden nach Verbrennen ihres Lagers“.

Nach den beiden Belagerungen Villingens im Jahre 1633 war es für die Bevölkerung wie auch für die Besatzung Villingens ein dringender Bedarf, Lebensmittel für Mensch und Futter für Tier zu bekommen. So wurden benachbarte Ortschaften überfallen und beraubt, erpresst, ja sogar gebrandschatzt. Die Beutezüge gingen in die Schwarzwaldtäler, bis in die Nähe von Horb und Hechingen, selbst größere Orte wie Bräunlingen, Donaueschingen, Hüfingen und Vöhrenbach waren davon betroffen. Wie groß die Verwilderung der Menschen damals in ihrem ständigen Kriegsleben geworden war, zeigt die Tatsache, dass bei einem solchen Beutezug nach Tuningen sogar Frauen und Kinder beteiligt waren, so groß war die Not.



Aber auch die Belagerer gingen in gleicher Weise vor und so lag die Stadt Villingen und die württembergische Belagerungstruppen weiterhin im Kriegszustand. Nicht selten gerieten die Villingen in Kämpfe mit denen in der Nähe liegenden feindlichen Einheiten, die sich seit Januar 1634 wesentlich verstärkt hatten und wiederholt vor die Mauern der Stadt vorgingen.

Oberst Georg Friedrich von Holtz übernahm das neu zusammengestellte Regiment und versuchte den Plünderungen und Raubzügen ein Ende zu setzen. Von Dauchingen aus, wo er sein Standortquartier hatte, betrieb von Holtz den Bau eines befestigten Lagers vor Villingen am Warenberg. Feldmarschall Horn unterstützte das Unternehmen mit der Zuweisung eines schwedischen Reiterregiments unter dem Kommando des Obersten Gassion. Mitte Juli 1634 erschien die beiden Befehlshaber Gassion und von Holtz vor den Toren Villingens und forderten die Stadt zur Übergabe auf, was aber der Stadtkommandant und der Rat verweigerten. Da bezogen die feindlichen Truppen das Lager am Warenberg und verschanzten sich dort. Wegen Mangel an geeigneten Geschützen konnte Oberst Gassion gegen die befestigte Stadt

nichts Erfolgreiches ausrichten, so dass er sich ein außergewöhnliches Mittel suchte, sich der Stadt Villingen zu bemächtigen. Er will durch sein Kriegsvolk und die Bewohner der benachbarten Ortschaften, die zum Frondienst herangezogen wurden, einen Damm an der engsten Stelle der Talbreite errichten und somit das Wasser der Brigach stauen, um die Stadt unter Wasser zu setzen.

Der Plan war so einfach wie einleuchtend.

Ende Mai ging der Befehl Herzog Eberhards von Württemberg bei Oberst von Holtz ein, mit dem Dammbau zu beginnen.

Die Besatzung und die Bevölkerung Villingens erkannte die Gefahr einer dritten Belagerung und schaffte reichlich Nahrungsmittel und Futtervorräte in die Stadt. Hilferufe der Villingener wurden nur mit Vertröstungen beantwortet, so dass selbst der Abt der hiesigen Benediktinerabtei Georg II. Gaisser versuchte, seinen Einfluss durch Bittgänge an Bodensee und ins Thurgauische geltend zu machen.

Doch wirkliche Hilfe konnte auch er nicht für die arg bedrängte Villingener Bevölkerung gewinnen.

Dennoch gingen die Schanzarbeiten südlich der Stadt nur langsam voran. Oberst von Holtz beklagte den mangelnden Nachschub, fehlendes und geeignetes Werkzeug und Schanzer, die ihm der Herzog versprochen hatte, aber auch einsetzende Desertionen seiner Leute. Ständige Ausfälle der

Villingener Besatzung setzten den Belagerern immer wieder stark zu.

Trotzdem wurden Angst und Schrecken täglich in der bedrohten Stadt größer. Zusehends stieg das Wasser an und Oberst von Holtz meldet seinem Herzog: „Die Wasserbelagerung vor Villingen zeigt bis Ende August ihre gewollte Wirkung und das „widerspenstige“ Villingen wird unter Wasser sein“.

Bis zum Letzten sollte es jedoch nicht kommen. Zwar hatte der Damm die nötige Höhe erreicht, aber die vollständige Niederlage der Schweden durch ein kaiserliches Heer in der Schlacht bei Nördlingen am 6.9.1634 zwang sowohl das schwedische Reiterkontingent wie auch die württembergischen Belagerungstruppen zu sofortiger Aufhebung der Belagerung. Am 9. September wurde das Lager am Warenberg geräumt. Georg Friedrich von Holtz zog nach Straßburg, wohin sich Herzog Eberhard geflüchtet hatte. Die Niederlage der Schweden bei Nördlingen hatte auch das Herzogtum Württemberg, das mit einem beträchtlichen Aufgebot an Truppen – die dann vor Villingen fehlten – an der Schlacht teilnahm, schwer getroffen.

Erst am 11. September erhält Abt Gaisser bei seinem Bittgang die Friedensbotschaft über das Ende der Wasserbelagerung.

Das angestaute Wasser der Brigach reichte über die gesamte Talbreite bis etwa in die Höhe des heutigen Schlachthofes.



Allerdings sagt der Volksmund, dass das Wasser bis kurz vor den Marktplatz in die Stadt vorge-
drungen war, was aber quellenmäßig nicht verbürgt
ist.

So wurde an der besagten Stelle in der Niederen
Straße, vierzig Schritt südlich des Marktbrunnens,
eine Statue des Brückenheiligen und Retter aus
Wassernot, St. Nepomuk im Jahre 1711 aufgestellt.



Das, von Johann Schupp geschaffene Standbild
war eine Stiftung des österreichischen Gesandten in
der Schweiz, Graf Franz Ehrenreich von Traut-
mannsdorf.

Eine Inschrift am
Sockel lautet:

*Dieses Standbild ließ
1711 Graf von Traut-
mannsdorf unter Bei-
steuer des Magistrats in
der Niederen Straße vor
dem Hause Nr. 416 an
der Stelle errichten bis zu
welcher nach der Sage in
der Belagerung von
1634 das Wasser der
Brigach gestiegen war.*



Heute steht diese Statue an der Brücke Ecke
Martin Luther / St. Nepomuk-Straße draußen vor
der Stadt.

Im Sockel der St. Nepomukstatue ist dieser Text
eingemeißelt:

*Nach frommer Väter Sitte
im Glauben an ein höh'eres Walten,
ziert ich Villingens Mitte,
ward von den Bürgern hochgehalten.
Als dieser Glaube ward erschüttert,*

*war auch Entbehr-
lichkeit mein Los,
doch steh' ich fest, wenn
alles zittert,*

*Natur! – in deinem
Schoß.*

1833

*Hierher versetzt durch
Dominikus Kaiser
und Theresia*

Ackermann

*Bewohner der Langen-
Mühle*



Renovierungen wurden danach immer wieder
vorgenommen. Auch diese sind im Sockel ver-
merkt:



*Renoviert durch
Johann Oberle*

*und Katharina
Durler 1864*

Erneuert von

*Josef Beha und
Pauline Neininger*

1898

Erneuert von

Karl Beha 1952

*Restauriert von
Familie Beha*

1973



Das Kulturleben in Villingen-Schwenningen

Das Amt für Kultur als Akteur, Vermittler und Koordinator

Andreas Dobmeier

„Kultur“ – dieses Wort geht bei vielen Anlässen sehr leicht über die Lippen. Es in seiner Gänze zu erfassen und daraus Aufgaben abzuleiten, fällt hingegen schwer. Vielleicht hilft da eine Definition: „Kultur“, so eine Sichtweise, steht für die „gesammelten Werke und Werte“ einer Gesellschaft. Unter diesem Blickwinkel kann sich das Amt für Kultur Villingen-Schwenningen als Motor und Schnittstelle für Werke- und Wertevermittlung verstehen. So vielseitig der Begriff „Kultur“ ist, so umfangreich ist die Kulturarbeit selbst – gerade von und in einer Stadt wie Villingen-Schwenningen.

Was Kultur so wertvoll macht, ist das gemeinsame Erleben, die geteilte Freude an Werken der Musik, der Bildenden Kunst, des Schauspiels, des

Tanzes, der Literatur oder anderer Gattungen. Alle diese Kulturformen benötigen indes Heimstätten, Orte der Zusammenkunft und des Dialogs. In der öffentlichen Wahrnehmung spielen daher die von der Stadt Villingen-Schwenningen getragenen Orte der Kultur eine besondere Rolle. Dazu zählen das Theater am Ring, die Neue Tonhalle, das Franziskaner Kulturzentrum mit Konzerthaus und Museum im Stadtbezirk Villingen, die Städtische Galerie, das Heimat- und Uhrenmuseum im Stadtbezirk Schwenningen sowie die heimatkundlichen Stuben und Bauernmuseen in den Ortsteilen. Die Stadtbibliotheken in beiden Stadtbezirken Villingen und Schwenningen, das Alte Rathaus im Stadtbezirk Villingen und das Uhren-



Das Theater am Ring.



Das Franziskaner-Konzerthaus mit Franziskaner-Museum.

Industriemuseum oder – in Zusammenarbeit mit dem städtischen Angebot – das Theater im Capitol im Stadtbezirk Schwenningen.

Ausgehend von diesen Orten der Kultur und deren verschiedensten kulturellen Angeboten zeigt sich ein buntes Kaleidoskop, welche vielfältigen kulturellen Angebote sich unter dem Dach des Amtes für Kultur vereinen. Angefangen in nächster Nachbarschaft zum Dienstort des Amtes für Kultur selbst, mit dem Theater am Ring, das sich zu einer universellen Spielstätte entwickelt hat. Hier finden in der Saison 2009/10 vier Theaterreihen mit insgesamt 25 Aufführungen, Sonderveranstaltungen in Schauspiel, im Musiktheater, im Kabarett sowie verschiedenste Konzerte statt. Eine neue Reihe betritt die Bretter, die die Welt bedeuten: Im April 2010: Erstmals geht das Tanzfestival „VS eMotion“ an den Start, in dessen Rahmen renommierte Tanzcompagnien aus Europa und den USA zu Gast sind, aber auch begabte Akteure aus der Doppelstadt eingebunden sind.

Das Franziskaner Konzerthaus beherbergt unter anderem die Reihe der Meisterkonzerte. Nicht zuletzt die hervorragende Akustik und außerger-

wöhnliche Atmosphäre des Saales haben dazu beigetragen, dass hier international gefragte Klangkörper, Musiker und Dirigenten auftreten – die Stadt bewegt sich durchaus auf Augenhöhe mit den nationalen Metropolen der klassischen Musik. Im Großen Zyklus finden sich herausragende Orchester und namhafte Solisten wieder; acht Konzerte dieser Art stehen in der Saison 2009/10 auf dem Programm. Der Kleine Zyklus – aktuell sind es fünf Veranstaltungen – widmet sich dem kammermusikalischen Spektrum. Im hohen Chorraum der ehemaligen Franziskanerkirche spielt das „Junge Podium“. Hier erhalten Musikstudenten in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Hochschule für Musik Trossingen und der Musikakademie VS die Gelegenheit, ihr Können unter Beweis zu stellen. In der Reihe „AUFTAKT – Konzerte für junge Menschen“ – in der Spielzeit 2009/10 gibt es insgesamt zehn Veranstaltungen – erfahren Kindern und Jugendlichen die Erlebniswelt der klassischen Musik und des Jazz hautnah. Viele Schulklassen aus der Stadt und der Region nehmen diese Angebote wahr und so entwickeln die jungen Besucher schon früh ein Gespür für ein gutes Live-

Konzert, in das sie mitunter auch aktiv eingebunden werden. Oftmals in ersten Kontakt mit Theater kommen Kinder bei den Weihnachtsmärchen; englisch- und französischsprachige Stücke eröffnen später der Mittel- und Oberstufe den Zugang zu einem qualitativ hochwertigen Bühnengeschehen.

Als vielseitiges Kultur- und Kongresshaus ist die Neue Tonhalle in das städtische Kulturangebot integriert. In Zusammenarbeit mit der Marketing & Tourismus VS GmbH koordiniert das Amt für Kultur eine Reihe von Gastspielen, die von Konzerten bis hin zu Revuen reichen. Ebenso hat das Jazzfestival „VS swingt“ seinen festen Platz in der Neuen Tonhalle.

Das Theater im Capitol behauptet sich im Stadtbezirk Schwenningen als attraktiver Spielort im Ambiente der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. In der nunmehr vierten Saison 2009/10 prägen die kleinen Formen der Theaterkunst das Programm. Gleichsam hat sich der historische (Kino-)Saal in der Vergangenheit für Lesungen bewährt, die in der noch jungen Reihe „Auf Buchführung“ stattfinden. Das Amt für Kultur und die Stadtbibliothek haben mit diesen Veranstaltungen ein weiteres Kapitel des kulturellen Lebens aufgeschlagen: Die Begegnungen mit Schriftstellern und deren Werken stoßen auf große Resonanz und haben sich nach einer erfolgreichen Premiersaison etabliert.

Die Städtischen Museen erforschen und vermitteln die reiche Geschichte Villingen-Schwenningens. Das Franziskanermuseum, eines der größten und ältesten Stadtmuseen in Baden-Württemberg, schlägt den Bogen von der Vorgeschichte ins Industriezeitalter, unter anderem mit der bedeutendsten volkskundlichen Sammlung des Schwarzwalds. Thematische Wechselausstellungen reflektieren zudem einzelne Aspekte zur vielfältigen Kulturgeschichte der Bürgerstadt Villingen und der industriell geprägten Stadt Schwenningen. Im Uhren-Industriemuseum ist die industrielle Entwicklung der Neckarstadt nachvollziehbar und die Produktionsprozesse beim Herstellen eines klassischen Weckers sind Schritt für Schritt erlebbar. Das Heimat- und Uhrenmuseum beherbergt mehreren

Spezialsammlungen von Grabungsfunden aus Alamannengräbern bis zur Rekonstruktion von Bauern- und Bürgerstuben. Die Heimatstuben von Herzogenweiler, Tannheim und Mühlhausen sowie das Bauernmuseum in Mühlhausen geben Einblicke in das ländliche Leben auf der Baar.

Die Städtische Galerie erarbeitet Ausstellungen mit Werken der Klassischen Moderne und mit Arbeiten zeitgenössischen Kunstschaffens. Bei Letzterem sind die Ausstellungen jungen Künstlern vorbehalten, die figurative Tendenzen beziehungsweise Grenzbereiche in der Auseinandersetzung von „Kunstform“ beziehungsweise „Naturform“ diskutieren. Mit diesem Themenschwerpunktbereich hat sich die Städtische Galerie in den vergangenen Jahren eine herausragende Position in der Kunstszene erarbeitet. Im Jahr präsentiert die Städtische Galerie sieben bis acht Ausstellungen, die im „Lovis-Kabinett“ im Stadtbezirk Schwenningen beziehungsweise in den Räumen des Franziskanermuseums im Stadtbezirk Villingen gezeigt werden. Insgesamt bietet sich hier Kunstinteressierten im regionalen Einzugsbereich und dem überregionalen Publikum die Möglichkeit, sich mit Fragestellungen der aktuellen Kunst und der Klassischen Moderne auseinanderzusetzen. Dadurch wird die Städtische Galerie zur „Schule des Sehens“ und leistet einen unverzichtbaren Beitrag im kommunalen kulturellen Auftrag.

Die beschriebenen Aufgabenfelder und kulturellen Angebote des Amtes für Kultur erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Das kulturelle Erleben verzweigt sich vielfach und durchdringt die Gesellschaft – mal augenfällig in Form von Großveranstaltungen wie etwa der Langen Schwenninger Kulturnacht, mal eher in intimen Orten wie dem Chorraum des Franziskanermuseums oder im Theater im Capitol. Letztlich ist es das Zusammenspiel aller Kulturanbieter, der städtischen Einrichtungen, der freien Kulturschaffenden in der Stadt und der Region, wie auch die unterschiedlichsten Angebote der Vereine oder Gruppierungen von hier lebenden Menschen aus anderen Ländern, die das Gesamtbild unserer Gesellschaft prägen. Das Amt für Kultur ist hierbei Akteur, Vermittler und Koordinator zugleich.



Wer auf seinem Spaziergang über das Gewann Wieselsberg oberhalb von Nordstetten an einem steinernen Feldkreuz vorbeikommt, der liest die Inschrift am Sockel:

„Treu und redlich war dein Erdenleben,
Gott wird dafür Segen geben“
Gestiftet von Adam Biselly, 1929.

Adam Biselly war ein Landwirt und stammte aus Bärenthal bei Friedingen. Auf dem Gelände vom Klosterhof St. Ursula hatte er das Kreuz errichten lassen. Beim Bau der neuen Gewerbeschule im Gewann Steppach stand das Kreuz im Wege. Es

wurde damals an das Sträßchen nach Weilersbach, sogenanntes Todessträßchen, versetzt.

Beim Bau der neuen Straße nach Herdenen musste es wieder weichen und wurde in der Nähe des Familienfreizeitparks neu aufgestellt. Dort wurde es hintereinander zweimal umgeworfen und stark beschädigt. Johann Drändle, der als Mitglied der Pfarrei Heilig Kreuz und als Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins immer schon ein sorgendes Auge auf das Kreuz geworfen hatte, und es wieder reparieren ließ, erreichte es, dass 2005 auf städtischem Grund am Wieselsberg ein neuer Standort gefunden werden konnte. Aber selbst dort wurde es erneut Opfer von Vandalismus. Der aus Keramik geschaffene Christuskopf in der Kreuzmitte wurde zerschlagen. Johann Drändle hat beim Bildhauer Wolfgang Kleiser in Hammer-eisenbach einen Christuskopf aus Bronze gestalten und gießen lassen. Der Geschichts- und Heimatverein hat dafür die Kosten übernommen.

Es bleibt die Hoffnung, dass dieses restaurierte und durch Bronzearbeit aufgewertete religiöse Kleindenkmal die nächsten Jahrzehnte zur Freude und Besinnung der Wanderer unbeschadet überdauern kann.



Habsburgisches Villingen (14.–16. Jahrhundert)

Michael Buhlmann

Das Nachfolgende will einführen in die Geschichte der Habsburger und in die habsburgische Zeit Villingens. Im Vordergrund stehen dabei der Übergang Villingens an die habsburgischen Herzöge im Jahr 1326, die Einordnung der Stadt in die spätmittelalterlichen vorderösterreichischen Territorien im deutschen Südwesten, die innere und äußere Entwicklung Villingens u.a. als Teil der habsburgischen Landesherrschaft(en). Zeitlich wird damit das 14., 15. und beginnende 16. Jahrhundert Villingener Geschichte erfasst.

I. Villingen vor den Habsburgern

Die wechselvolle Geschichte Villingens von den Anfängen in alemannischer Zeit bis ins 14. Jahrhundert soll hier nur skizziert werden. Der Ersterwähnung des Ortes in einer karolingischen Kaiserurkunde von 817 folgte die berühmte Villingener Markturkunde Kaiser Ottos III. (984–1002) für den Zähringergrafen Bezelin „von Villingen“ (999). Die Zähringer, eine Fürsten- und Herzogsfamilie im hochmittelalterlichen Schwaben, blieben bis zu ihrem Aussterben (1218) im Besitz Villingens (und der Baargrafschaft), im 12. Jahrhundert sollte sich der Ort zur „Zähringerstadt“ entwickeln, an den Anfang des 13. Jahrhunderts setzen die Archäologen den Bau der Ringmauer und des Stadtgrabens, um dieselbe Zeit ist ein Neubau der Münsterkirche entstanden.

Nach den Zähringern war Villingen Königsstadt der staufischen Herrscher Friedrich II. (1212–1250), Heinrich (VII.) (1220–1235) und Konrad IV. (1237/50–1254). Die berühmte Reichssteuerliste von 1241 führte Villingen, das darin mit einer Steuer von 42 Mark veranlagt wurde, unter den staufischen „Reichsstädten“ auf. Die ausgehende Zähringerzeit und die Stauferzeit sahen die Ausbildung der selbstständigen Villingener Bürgergemeinde mit Rat (1225) und Stadtsiegel (1244),

der Schultheiß war der Vertreter des Stadtherrn vor Ort. Der Machtverfall des staufischen Königtums auch im deutschen Südwesten seit den ausgehenden 1240er-Jahren löste die Bindung Villingens an König und Reich, als regionale Macht rückten ab der Mitte des 13. Jahrhunderts zunehmend die Grafen von Fürstenberg in den Vordergrund.

II. Die Habsburger: Grafen und Herzöge, Könige und Kaiser

Die Anfänge der Habsburger reichen vielleicht bis in die Merowingerzeit (Etichonen?) zurück, bestimmt aber bis in die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts, als mit Guntram („den Reichen“) der erste „Habsburger“ vielleicht als Graf im elsässischen Nordgau in Erscheinung trat. Die Enkel Guntrams, Ratbod und Rudolf (I.), stifteten die Klöster Muri und Ottmarsheim (um 1020), ihr Verwandter (Bruder?) Werner (I.), Bischof von Straßburg (1001–1028), errichtete die („Habichts“- oder) Habsburg an der Mündung der Reuss in die Aare (um 1020). Knapp einhundert Jahre später, im Jahr 1108, sollte sich dann ein Graf nach dieser Burg nennen. Damals bzw. im 12. und 13. Jahrhundert besaßen die Habsburger schon umfangreichen Besitz, „Eigen“ zwischen Aare und Reuss sowie die Vogtei über die Mönchsgemeinschaft Muri, Güter im Elsass und Vogteirechte u.a. über Ottmarsheim, Murbach, Straßburg und Säkingen, die Grafschaften im Oberelsass, Klettgau, Aargau und westlichen Zürichgau. Die Besitzteilung zwischen Landgraf Albrecht (IV.) dem Weisen (1211–1239) und Graf Rudolf III. (1232/39–1249) irgendwann zwischen 1232 und 1239 ließ die Nebenlinie der Grafen von Habsburg-Laufenburg (bis 1415) entstehen.

Auf Albrecht folgte dessen Sohn Rudolf IV. (1239–1291), der die habsburgische Herrschaft nochmals ausdehnen konnte. 1254 gelang der

Erwerb der wichtigen Klostersvogtei über St. Blasien, die Gründung von Waldshut (ca.1240) schuf ein Zentrum habsburgischer Herrschaft im Südschwarzwald, das Aussterben der Grafen von Kyburg im Jahr 1264 nutzte Rudolf, seine Macht auf Winterthur, Frauenfeld und Freiburg im Üchtland auszuweiten sowie die Thurgau Grafschaft und die Reichsvogtei Zürich zu erwerben. Als Anhänger der Staufer stand Rudolf auf der Seite von König Konrad IV. und dessen Sohn Konradin (Italienzug 1267/68). Am 1. Oktober 1273 wurde Rudolf von geistlichen und weltlichen („Kur“-) Fürsten in Frankfurt zum König gewählt; die Krönung fand am 24. Oktober in Aachen statt. Rudolf war der erste Habsburger auf dem Thron des römisch-deutschen Reiches. Seitdem war habsburgische Geschichte auch und vornehmlich Reichsgeschichte.

Mit der Erlangung des Königtums hatte sich Rudolf gegen den böhmischen König und mächtigen Territorialfürsten Ottokar II. (1253–1278) durchgesetzt. In dem daraufhin ausbrechenden Konflikt (1276) blieb wider Erwarten Rudolf der Sieger (Schlacht bei Dürnkrut auf dem Marchfeld 26. August 1278); Ottokar fiel, und Rudolf konnte Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain für die Habsburger gewinnen. Der König hatte damit eine starke Hausmacht, was sich auch vorteilhaft auf seine Revindikationen (Zurückgewinnung von Reichsgut) und auf seine Politik gegenüber den sich ausbildenden Reichsstädten auswirkte. Alles in allem gelang es Rudolf mit den Mitteln der Städte- und Friedenspolitik, der Verwaltungsneuordnung (Landgutvogteien) und der Stärkung der habsburgischen Hausmacht das Königtum machtpolitisch wieder zu festigen. Indes verweigerten die Kurfürsten Rudolf die Wahl seines Sohnes Albrecht (I.) zum Nachfolger. Und so starb der Habsburger am 15. Juli 1291, ohne dass sein Sohn ihm im Königtum nachgefolgt wäre oder er die Kaiserwürde erlangt hätte. Rudolf liegt im Dom zu Speyer begraben.

Hatte Rudolf I. seine politische Wirksamkeit gerade auch im deutschen Südwesten entfalten können, so waren unter den auf ihn folgenden habsburgischen Herzögen sowie den Königen und Kaisern Albrecht I. (1298–1308), Friedrich (III.)

dem Schönen (1314–1330), Albrecht II. (1438–1439), Friedrich III. (1440–1493) und Maximilian I. (1486/93–1519) die später als Vorderösterreich bezeichneten südwestdeutschen Landesherrschaften sicher nicht mehr Zentrum des habsburgischen Territorialkomplexes, doch sicher mehr als die „Schwanzfeder des habsburgischen Adlers“. Schon im 12. Jahrhundert ist Besitz der ursprünglich südlich des Hochrheins beheimateten Habsburger in Lörrach, Bellingen oder Heitersheim nachweisbar, seit 1173 hatten die Habsburger die Vogtei über das Kloster Säckingen, seit 1254 die über die Mönchsgemeinschaft St. Blasien inne. Zusammen mit der im 13. Jahrhundert erlangten Herrschaft Hauenstein wuchsen diese und andere Klostergebiete in die habsburgische Landesherrschaft des Südschwarzwaldes hinein. Auch weitere Territorien im und am Schwarzwald wie die Herrschaft Triberg (1325) oder Villingen mit seinem Umland (1326) wurden habsburgisch. Im Neckarraum gelang Österreich 1381 der Erwerb der Grafschaft Hohenberg, 1465 kaufte Erzherzog Sigmund von Tirol (1439–1490) die Landgrafschaft Nellenburg im Hegau, 1486 wurde die Pfandschaft der Truchsess von Waldburg über die Landvogtei Schwaben abgelöst. Die österreichischen „Donaustädte“ Mengen, Munderkingen, Riedlingen und Saulgau in Oberschwaben kamen vom Ende des 13. Jahrhunderts bis 1331 an die Habsburger, ebenso die Herrschaft Sigmaringen (1290) und die Grafschaft Veringen (1291).

Die habsburgisch-österreichischen Herzöge waren die Landesherren Vorderösterreichs, österreichische Landesteilungen und ungünstige politische Verhältnisse verhinderten indes die Umwandlung in einen geschlossenen Herrschaftskomplex zwischen Tirol und Vogesen. In der Tat waren Gegner habsburgischer Ausdehnungsbestrebungen die Grafen von Württemberg und insbesondere die Schweizer Eidgenossenschaft, die durch ihren Schlachtensieg bei Sempach (9. Juli 1386) u.a. den Anschluss der Basler Lande an Vorderösterreich vereitelten und im Schwabenkrieg und Basler Frieden (1499) die Abgrenzung der Besitzstände durchsetzten. Vorderösterreich blieb auch danach uneinheitlich organisiert, eine „unfertige Landes-

herrschaft“, die in einigen, aber nicht allen Regionen Ämter und Vogteien aufzuweisen hatte, während Landstände seit dem 15. Jahrhundert bezeugt sind.

Die Habsburger blieben indes im deutschen Südwesten nicht nur auf die eigenen Territorien beschränkt. Als Könige waren sie vielfach mit „ihren“ Reichsstädten verbunden und suchten, sich gerade ab der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts hier weitere Einwirkungsmöglichkeiten zu verschaffen. Zudem sei auf die Reste von Reichsgut in Südwestdeutschland verwiesen, auf die (unter König Rudolf I. neu organisierten) Reichslandvogteien Ortenau und Schwaben. Habsburgische Politik und Herrschaft im deutschen Südwesten konkretisierte sich nicht zuletzt im sog. Schwäbischen Bund (1488–1534). Der Schwäbische Bund, der „kaiserliche Bund zu Schwaben“, kam auf Grund der politischen Initiativen Kaiser Friedrichs III. zustande, der 1487 im Zuge seiner Landfriedensregelungen auf den Zusammenschluss der reichsunmittelbaren schwäbischen Herrschaften drängte. Der Bund war ein Mittel der habsburgischen Hegemonie im deutschen Südwesten. Zwar versagte er im Schwabenkrieg von 1499 in Tirol, am Bodensee und im elsässischen Sundgau (Niederlage des schwäbischen Feldhauptmanns Graf Heinrich von Fürstenberg und seiner Truppen bei Dornach im Birstal, 22. Juni 1499), doch bewies er im Landshuter Erbfolgekrieg (1504/05) und im Bauernkrieg (1524/25) seine politische Durchsetzungsfähigkeit. Auch die habsburgische Besetzung des württembergischen Herzogtums (1520) wurde durch den Schwäbischen Bund möglich. Dieser zerbrach schließlich an der habsburgischen Machtausweitung, an den Gegensätzen zwischen Landesherren und entstehender Reichsritterschaft und an den im Gefolge der Reformation auftretenden Glaubensgegensätzen.

III. Fürstenberger und Habsburger

Die fürstenbergische Zeit Villingens begann mit Graf Heinrich I. von Fürstenberg (1237/45–1283) und dessen politischen Beziehungen zu den Habsburgern. Dem Schwerpunkt seiner Herrschaft

entsprechend, trat Heinrich ab 1251 vielfach in Kontakt zu Villingen, bis er, der sich erfolgreich in der Reichspolitik seines Verwandten König Rudolfs I. von Habsburg engagierte, Baargrafschaft und die königliche Stadt Villingen als Reichslehen zugestanden bekam (18. Januar 1283). Zuvor, am 22. Mai 1278, hatten Villingen Stadt und Bürger vom deutschen König ein allgemein gehaltenes Privileg erlangt, dass den Bürgern von „unseren und des Reiches Städten“ die Befreiung von auswärtigen Gerichten zugestand. Das Diplom erwähnt also die Reichsstädte, und wir können annehmen, dass die Villingen Bürger sich als Einwohner einer ebensolchen Reichsstadt fühlten – trotz der faktischen Stadtherrschaft eines Heinrich von Fürstenberg.

Die fürstenbergische Stadtherrschaft blieb auch in den auf Heinrich I. folgenden zwei Generationen in Villingen erhalten, war aber zunehmend umstritten. Kommunale Autonomie der Bürgergemeinde verhinderte eine zu starke Einflussnahme der fürstenbergischen Stadtherren als Inhaber des Reichslehens Villingen. Hinzu kam ein starker Wandel in der kommunalen Entwicklung. Die Villingen Verfassungsurkunde vom 16. Oktober 1284 und die Villingen Zunftverfassung vom 6. Dezember 1324 betonten die Selbstständigkeit der Bürgergemeinde. Neben dem Patriziat nahmen darüber hinausgehende Gruppen Villingen Bürger an den politischen Entscheidungsprozessen der Stadt teil, was das Verhältnis zu den Fürstenbergern immer mehr belastete. So lief vieles auf den sog. Haslacher Anschlag vom 30. April 1326 hinaus, bei dem die fürstenbergischen Grafen Johann († 1332) und Götz († 1341) 150 der vornehmeren Villingen nach Haslach ins Kinzigtal einluden – angeblich um mit den Fürstenbergern eine Fehde zu unternehmen – und die Bürger umgehend gefangen nahmen, um ein immens hohes Lösegeld zu erpressen.

Nach dem Haslacher Anschlag auf Villingen Bürger und den erzwungenen Lösegeldzahlungen an die Grafen von Fürstenberg und den mit diesen verbündeten Herren und Grafen gab es zwischen den fürstenbergischen Stadtherren und der Stadt Villingen keine Gemeinsamkeiten mehr. Die habs-

burgisch-österreichischen Herzöge nutzten die Gunst der Stunde, um Villingen und das Umland ihren vorderösterreichischen Territorien einzugliedern.

Dabei ging der Übergang Villingens an die Habsburger durchaus nicht problemlos vonstatten. Die fürstenbergischen Grafen, die österreichischen Herzöge und die Stadt Villingen verhandelten lange, während der habsburgische Herzog Albrecht II. (1326–1358) schon am 16. Juni 1326 die Huldigung seiner neuen Untertanen entgegennahm und diesen ihre Rechte bestätigte. Erst nach der Freilassung der in Haslach Inhaftierten nach einem Schiedsspruch vom 23. August 1326 kam es aber Ende November, Anfang Dezember zu einem alle Seiten zufrieden stellenden Vertragswerk. Mit Datum vom 30. November 1326 erwarb Herzog Albrecht für Österreich von den Grafen von Fürstenberg für 7500 Mark Silber die Stadt Villingen mit der Warenburg und den umliegenden Dörfern Klengen, Beckhofen und Grüningen, wobei sich die Villingener Bürger mit einer Geldsumme von 2000 Mark am Kauf beteiligten. Am 1. Dezember 1326 erfolgte dann die durch Herzog Albrecht vermittelte Aussöhnung zwischen den Fürstenbergern und der Stadt Villingen.

IV. Villingen und Vorderösterreich

Wir beschreiben zunächst die Rolle Villingens im habsburgischen Territorialkomplex. Der Übergang an die österreichischen Herzöge machte aus Villingen eine habsburgische Landstadt, die sich in ihrer äußeren Politik an der der Habsburger ausrichtete, während die Gestaltung der inneren Verhältnisse wohl ziemlich unabhängig von der Landesherrschaft geschah. Immer wieder treffen wir vom 14. bis zum 16. Jahrhundert auf die Privilegierungen österreichischer Herzöge für Villingen. Sie basierten u.a. auf dem Schutzvertrag Herzog Albrechts II. vom 16. Juni 1326. Der Schutzvertrag mit seiner Festsetzung der Rechte der Villingener Bürger gegenüber dem Stadtherrn bildete die Grundlage der städtischen Autonomie Villingens auch in der habsburgischen Zeit. Die Privilegien wurden in der Folgezeit erweitert, wie eine Urkunde Herzog Rudolfs IV. von Österreich

(1358–1365) vom 12. März 1361 zeigt. Darin verfügte der Landesherr, dass die Villingener selbst eingerichtete Altäre und Kirchenpfünden auch selbst mit Geistlichen besetzen konnten.

Villingen als wehrhafte Stadt war der Hintergrund der immer wieder erlassenen Auszugsordnungen der bewaffneten Villingener Bürger; die Auszugsordnung vom 9. August 1369 gehört z.B. hierher. Doch war die militärische Bedeutung Villingens – auch im Kontext der habsburgischen Landesherrschaften in Südwestdeutschland – im 14. und 15. Jahrhundert im Schwinden begriffen. Die militärische Zäsur des Haslacher Anschlags (1326) sowie ein massiver Bevölkerungsrückgang in Villingen selbst minderten die Kampfkraft Villingener Kontingente, die nichtsdestotrotz in der Schlacht bei Sempach (1386) gegen die Schweizer Eidgenossen oder in der Schlacht bei Héricourt (1474) sowie 1477 gegen den burgundischen Herzog Karl den Kühnen (1467–1477) auf habsburgischer Seite kämpften. Im Schwabenkrieg (Schweizerkrieg) von 1499 war Villingen teilweise das militärische Hauptquartier König Maximilians I. Kriegerisch war auch der Villingener Lokalheld Romäus (Remigius) Mans, der Landsknecht Maximilians war und 1513 in der Schlacht von Novara umkam.

Aus dem Jahr 1369 nennen wir noch zwei wichtige Privilegien des österreichischen Herzogs Leopold III. (1365–1386). In einer Urkunde vom 7. Oktober 1369 bestimmte Letzterer für sich und die habsburgischen Herzöge, die Stadt Villingen niemals zu verpfänden. Zum 30. November 1369 gestand Herzog Leopold III. der Stadt Villingen zu, eigene Gesetze zu erlassen bzw. abzuschaffen, sofern solche Gesetze nicht der Landesherrschaft entgegenstanden. Wohl in direktem Zusammenhang mit dem Privileg vom 30. November 1369 steht die Schaffung bzw. Neukonzeption des Villingener Stadtrechts von 1371.

Den habsburgischen Privilegierungen standen dann die Kosten für die Landesherrschaft gegenüber. Wie einigen Urkunden zu entnehmen ist, war jährlich die Steuer in Höhe von 40 Mark von den Villingener Bürgern für die Stadtherren aufzubringen, u.a. gemäß dem, was in der Schutzurkunde von

1326 verfügt worden war. Dass Steuern und andere Villingener Einnahmen von den Habsburgern verpfändet wurden, erschwerte noch die Situation, so dass die Stadt sich bemühte, diesbezügliche Pfänder für sich einzulösen; eine Urkunde Herzog Friedrichs IV. von Österreich (1386/1402–1439) vom 6. Juli 1418 weist auf diese Problematik hin. Auch für den pfandweisen Erwerb der Herrschaft Hewen durch die Habsburger (1398) hatten die Villingener 1000 Gulden aufzubringen und dem habsburgischen Landvogt Hans von Lupfen zu übergeben (1399).

Vielleicht auch der Tatsache, dass Villingen den Status eines („reichsstädtischen“) Reichslehens besaß, war geschuldet, dass sich Bürger und Rat immer wieder und mit Erfolg um Privilegien der römisch-deutschen Herrscher bemühten. Den Anfang machte eine Urkunde König Karls IV. (1346/47–1378) vom 28. April 1348, dem das wichtige und oft bestätigte Privileg desselben (Kaisers) Karl vom 27. September 1372 folgte. Die Privilegien bestätigten in Übereinstimmung mit den habsburgischen Stadt- und Landesherren den Villingern die Befreiung von auswärtigen Gerichten, insbesondere vom Rottweiler Hofgericht, die Aufnahme von Bürgern „nach Jahr und Tag“ sowie die Befreiung von Pfandschaft. In den Zusammenhang mit dem Konstanzer Konzil (1414–1418) und den politischen Zerwürfnissen um Herzog Friedrich IV. von Österreich gehört nun eine Urkunde König Sigismunds (1410–1437) vom 8. Juli 1417 für die Stadt Villingen. Statt nämlich zur Beendigung des Großen Papstschismas (1378–1417) beizutragen, hatte Friedrich IV. im März 1415 den zuvor vom Konzil abgesetzten pisanischen Papst Johannes XXIII. (1410–1415) zur Flucht verholfen. Über Friedrich wurde die Reichsacht verhängt, seine Unterwerfung endete mit der Gefangennahme durch den König, der die vorderösterreichischen Besitzungen an das Reich zog bzw. als Reichslehen ausgab. So wurden u.a. Freiburg, Endingen, Laufenburg, Breisach und Bräunlingen Reichsstädte (1415), die Herrschaft Badenweiler kam schlussendlich an die Freiburger Grafen (1417) usw. Hinsichtlich Villingens bemühte sich König Sigismund, auch diese Stadt

zur Reichsstadt zu machen. Dem gemäß privilegierte er die Stadt mit besagter Urkunde von 1417. Offensichtlich wollten aber die Villingener nicht an ihre „reichsstädtische“ Zeit im 13. Jahrhundert anknüpfen. Der aus der Haft geflohene Herzog Friedrich IV. setzte sich 1417/18 wieder in den Besitz Villingens und privilegierte am 6. Juli 1418 seine Stadt mit dem schon oben erwähnten Privileg zur Einlösung von Pfandschaften.

Villingen blieb damit auch im 15. Jahrhundert an der Seite der habsburgischen Stadt- und Landesherren. Die Beziehungen sollten sich noch vertiefen, als seit Albrecht II. die habsburgische Dynastie nunmehr ununterbrochen die römisch-deutschen Könige und Kaiser stellte. So finden sich aus dem ausgehenden Mittelalter weitere Privilegierungen der Stadt Villingen durch die Habsburger. In einer Urkunde vom 23. Juli 1442 lobte König Friedrich III. „seine“ Villingener, dass „si und ir vordern in raisen, kriegen und großen widerwertlichkeiten ir pluot von des haws wegen Osterreich offt und dikch vergossen haben“. Nicht von ungefähr konnte Villingen mehrfach seine Landes- und Stadtherren beherbergen, so etwa 1444, als Herzog Albrecht VI. von Österreich († 1463) in der Stadt über das Vorgehen im „Alten Zürichkrieg“ (1440–1444) beriet, oder 1455, als in Villingen die Weichen für die Gründung der Universität Freiburg gestellt wurden. Einen gewissen Abschluss stellt dann die Privilegierung des Baarortes durch König Maximilian I. auf dem Wormser Reichstag am 27. April 1495 dar.

V. Villingen zur Zeit der Habsburger

Zentrales Zeugnis für das Leben im habsburgischen Villingen des Spätmittelalters ist das von „Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Villingen“ erlassene Stadtrecht vom 6. Juli 1371, das immer wieder im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts ergänzt wurde. Das Stadtrecht nimmt ein älteres Recht aus fürstenbergischer Zeit auf (1294) und enthält: verfassungsrechtliche Bestimmungen zu Schultheiß, Bürgermeister und Rat sowie zu den Zünften; Bestimmungen zum Stadtfrieden, zu Gericht und Straferichtsbarkeit; städtisches Geleitrecht; Bestimmungen zu Markt

und Marktfrieden, zu Maß und Gewicht; Bau- und Wasserrecht; Asylrecht (bei den Johannitern und Franziskanern); Eigentumsrecht und vermögensrechtliche Bestimmungen; Vorschriften für Geldwechsel und Warenverkauf; Bestimmungen zum städtischen Botendienst usw. Gerade der Paragraph des Stadtrechts über das Stadtbachsystem und die Villingener Wasserversorgung gibt uns noch Einblicke in die Topografie der spätmittelalterlichen Stadt und zeigt zudem, dass bei der „Gründung“ Villingens durchaus eine vorausschauende Planung unterstellt werden kann. Letzteres wird klar, wenn wir das frühe Villingener Stadtbachsystem als Grundlage der infrastrukturellen Erschließung des Stadtraums voraussetzen und die Wasserkanäle für Gewerbe, Brandschutz und Abfallentsorgung als vorbildend für das Grundrissystem der Grundstücke und Wege ansehen. Nicht zuletzt die Erwähnung der Orthäuser im Stadtrechtsparagrafen verweist in dieselbe Richtung.

Die Stadt Villingen innerhalb ihrer Ring- und Stadtmauer beherbergte in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts vielleicht 3000 Einwohner, bevor Pestepidemien wie die von 1349 (erstes Auftreten der Pest) oder 1371 sowie Wegzüge die Bevölkerungszahl drastisch, um wohl mehr als 40 Prozent, reduzierten. Der Rückgang der Einwohnerzahl hielt dabei auch das ganze 15. Jahrhundert an, so dass für damals wohl nur noch mit 2000 Einwohnern gerechnet werden kann. Dem entsprach die Bitte von Rat und Stadt an den habsburgischen Stadtherrn Friedrich IV., den Rat von 72 auf 40 Mitglieder zu reduzieren, was das diesbezügliche Privileg vom 6. Juli 1418 bestimmte.

Genauere Kenntnisse von den Einwohnern Villingens erhalten wir dann aus den Villingener Bürgerbüchern, Bürgerverzeichnissen, die erstmals 1336, dann auch 1509 erstellt worden sind. Das erste Bürgerbuch ordnete die Bürger in die vier Viertel Villingens ein, wichtig auch für die Auszugsordnungen der Stadt. Aufgeführt wurden dann Name und Hausbesitz (Letzterer eine Voraussetzung für die Erlangung des Bürgerrechts) sowie (teilweise) Verwandtschaftsverhältnisse, Berufsbezeichnungen und topografische Bezüge. So

erscheinen 1336 ein Welti Hase, Jakob Stähelin, Burchard von Beringen oder Bertschi Satler in der Bürgerliste, die somit Patrizier, Gewerbetreibende und Handwerker in sich vereinte.

Mittelpunkt wirtschaftlicher Tätigkeit in Villingen waren der Markt und die beiden Hauptstraßen der Stadt – das Stadtrecht erwähnt die Jahrmärkte –; hier boten Händler und Handwerker ihre Waren an, ohne dass etwa eine patrizische Kaufleuteschicht erkennbar ist. Patriziat und Handwerkerzünfte, beide im sozialen Wandel begriffen, teilten sich seit der Zunftverfassung von 1324 die Macht im Rat, doch saßen Patriziergeschlechter, „Müßiggänger“, wie die Heimbürge oder Stähelin weiter an den Schaltstellen Villingener Politik, als Schultheißen oder Bürgermeister. Die Patrizier waren in der „Herrenstubenzunft“ organisiert, und auch die Handwerkerzünfte organisierten sich neu (Mühlenordnung der Müller und Bäcker 1358, Ordnungen der Metzger und der Bauleute 1490/91 usw.).

Eine besondere Nähe der Handwerkervereinigungen wie einzelner Villingener Bürger zu geistlichen Institutionen ist im späten Mittelalter feststellbar. Die Zunft der Müller und Bäcker hatte 1324 einen Marien- und Katharinenaltar gestiftet, das wohl 1284/86 gegründete Heilig-Geist-Spital erhielt zahlreiche Stiftungen u.a. von Pfründnern, Franziskaner (ab 1267/68) und Klarissen (ab 1480) waren in die Stadt integriert.

VI. Villingen am Ausgang des Mittelalters

Auch „unterhalb“ der Beziehungen zur österreichischen Landes- und Stadtherrschaft wurde – auf lokaler und regionaler Ebene – in Villingen Politik gemacht. Überliefert sind Beistandsverträge zwischen Villingen und den hohenbergischen Städten (1345) oder zwischen Villingen und Schaffhausen (1346), denen die kleineren und größeren Fehden der Stadt u.a. mit den Markgrafen von Hachberg (1354), den Herren von Neuneck (1371) oder der Reichsstadt Rottweil (ab 1449) gegenüberstanden. Auch die Zollverträge von 1379 und 1381 mit den ehemaligen Villingener Stadtherren, den Grafen von Fürstenberg, seien erwähnt. In den letztgenannten Verträgen ging es um Zoll und Geleit auf der

Schwarzwaldstraße nach Freiburg. Ebenfalls ins wirtschaftliche Umfeld passen die Münzverträge von 1387 und 1405, die Villingen mit einschlossen.

U.a. der Abgrenzung sich überschneidender Hoheitsrechte und Gerichtsbarkeiten diente dann der wohl im Jahr 1501 ausgearbeitete, zunächst vorläufige Vertrag zwischen der Stadt Villingen und den Grafen Wolfgang (1484–1509) bzw. Friedrich II. (1509–1559) von Fürstenberg. Der Vertrag führt im Einzelnen und detailliert auf: eine Ausweitung des Villinger Hoheitsgebiets, Gerichtszuständigkeiten, die Behandlung von Verbrechen und flüchtigen Eigenleuten aus den Herrschaftsbereichen beider Vertragsparteien, Zoll- und Geleitrechte, die Anerkennung von Münzen und des freien Zugangs zu Märkten sowie Jagdgerechtigkeiten. Erst am 18. April 1510 bestätigte Kaiser Maximilian I. als Reichsoberhaupt, Landes- und Stadtherr das Vertragskonzept, nicht ohne den Bürgermeister und den Rat der Bodenseestadt Überlingen zur Überwachung der Vertragsinhalte und zur eventuellen Streitschlichtung zu bestellen. Am 14. Juli 1516 wurde dann der Vertrag endgültig geschlossen, 190 Jahre nach dem Haslacher Anschlag der fürstenbergischen Stadtherren auf die Villinger Bürger.

VII. Zusammenfassung

Die Stadt Villingen vom 14. bis 15./16. Jahrhundert war eingebunden in die vorderösterreichischen Landesherrschaften der habsburgischen Herzöge, Könige und Kaiser. Sie genoss auf Grund ihrer königlichen und landesherrlichen Privilegien

und der damit verbundenen Ausweitung ihrer Rechte eine gewisse städtische Autonomie innerhalb des habsburgischen Landesverbunds. Blieb es somit – wie in fürstenbergischer Zeit – weiterhin bei der eingeschränkten Stadtherrschaft auch der habsburgischen Stadtherren, so fehlten Villingen dennoch die Mittel zu einer eigenständigen Politik, arrangierten sich vielmehr Rat und Bürger mit der habsburgischen Herrschaft und empfanden sich zunehmend als habsburgische Untertanen, daneben auch als Untertanen des Reichs.

Der politische Machtverlust Villingens resultierte dabei auch aus der inneren Entwicklung der Stadt. Zwar waren Patriziat und Handwerker hinsichtlich der Regierung der Stadt einig, doch führten die allgemeinen Krisenerscheinungen des „Herbstes des Mittelalters“ dazu, dass weniger Einwohner in einem gewandelten sozialen Umfeld die städtische Politik unterstützen konnten. Immerhin gelang die weitere Arrondierung des städtischen Territoriums, wie nicht zuletzt der die mittelalterliche Geschichte abschließende Vertrag zwischen Villingen und den Grafen von Fürstenberg zeigt.

Die frühneuzeitliche Geschichte sah Villingen weiter an der Seite Habsburg-Österreichs. So bewährte sich die Stadt gleich zu Anfang dieser Epoche in Bauernkrieg (1524/25) und Reformation. Villingen blieb katholisch und mit seinen katholischen Stadt- und Landesherrn sowie dem römisch-deutschen Reich verbunden. Erst 1806 erlosch die habsburgische Herrschaft über Villingen, die Stadt gelangte an (das Großherzogtum) Baden.

Quellen und Literatur:

BAUM, W., Die Stadt Villingen in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser Sigmund von Luxemburg und Herzog Friedrich IV. „mit der leeren Tasche“ von Österreich, in: GHV 13 (1988), S.44-71; Die Bürgerbücher der Stadt Villingen (1336–1593, mit Nachträgen bis 1791). Quellenedition, bearb. v. A. NUTZ u. G. WALZER (= VerVS 24), Villingen-Schwenningen 2001; BUHLMANN, M., Die frühe schriftliche Überlieferung zum Ort Villingen (9.–13. Jahrhundert), in: GHV 28 (2005), S.71–81; BUHLMANN, M., Mittelalterliche Geschichte im deutschen Südwesten, Tl.1: Frühes Mittelalter – Hohes Mittelalter, Tl.2: Spätes Mittelalter, Tl.3: Anhang (= VA 24/1-3), St. Georgen 2006; BUHLMANN, M., Stadt, Königtum und Reich – Villingen im 13. Jahrhundert, in: GHV 30 (2007), S.24–32; BUHLMANN, M., Villingen und die Fürstenberger (13./14.

Jahrhundert), in: GHV XXXII (2009), S.16–25; GHV = Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen; Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, hg. v. M. SCHAAB u. H. SCHWARZMAIER i.A. d. Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Bd.1: Allgemeine Geschichte, Tl.2: Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Alten Reiches, Stuttgart 2000, S.587–780; JENISCH, B., Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (= Forschungen und Berichte der Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 22), Stuttgart 1999; KRIEGER, K.-F., Die Habsburger im Mittelalter. Von Rudolf I. bis Friedrich III. (= Urban Tb 452), Stuttgart-Berlin-Köln 1994; MAULHARDT, H., ZOTZ, T. (Hg.), Villingen 999–1218. Aspekte seiner Stadterwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich (= VerVS 27 = VAIF 70),

Waldkirch 2003; MAULHARDT, H., BOEWE-KOOB, E., Der Vertrag zwischen Fürstenberg und Villingen von 1501/1516 – eingebunden in Pergamentfragmente, in: SVGBaar 51 (2008), S.83–94; METZ, F. (Hg.), Vorderösterreich. Ein geschichtliche Landeskunde, Freiburg i.Br. 42000; QUARTHAL, F., FAIX, G. (Hg.), Die Habsburger im deutschen Südwesten. Neue Forschungen zur Geschichte Vorderösterreichs, Stuttgart 2000; RÖDER C. (Bearb.), Oberrheinische Stadtrechte, Abt.2: Schwäbische Stadtrechte, H.1: Villingen, Heidelberg 1905; SchrrVillingen = Schriftenreihe der Stadt Villingen; SVGBaar = Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar; VAIF = Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts

Freiburg i.Br.; VerVS = Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der städtischen Museen Villingen-Schwenningen; Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur, hg. v.d. Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahre 1999 (= VerVS 15), Villingen-Schwenningen 1998; WOLLASCH, H.-J. (Bearb.), Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. Urkunden, Akten und Bücher des 12.–19. Jahrhunderts („Rodersches Repertorium“) (= SchrrVillingen), Bd.I: Urkunden, Bd.II: Akten und Bücher, Villingen 1970.

Bestandsliste über die noch erhältlichen Jahreshefte und Bücher – herausgegeben vom Geschichts- und Heimatverein e.V. Villingen

Folgende Jahreshefte und Bücher können über die Geschäftsstelle des Vereins, Schillerstraße 7, Telefon 52712, noch käuflich erworben werden:

Jahresheft 1986/87	Jahresheft 1992/93	Jahresheft 1999/2000	Jahresheft 2005
Jahresheft 1987/88	Jahresheft 1993/94	Jahresheft 2001	Jahresheft 2006
Jahresheft 1988/89	Jahresheft 1995/96	Jahresheft 2002	Jahresheft 2007
Jahresheft 1990/91	Jahresheft 1996/97	Jahresheft 2003	Jahresheft 2008
Jahresheft 1991/92	Jahresheft 1997/98	Jahresheft 2004	Jahresheft 2009

Bei dem Jahresheft 1990/91 handelt es sich um das Buch „Das Leben im alten Villingen – Alte Ratsprotokolle erzählen ... 1830–1930“. Das Buch wurde von Dr. Ulrich Rodenwaldt bearbeitet.

Außerdem ist auch noch ein Sonderheft (erschienen 1999 zum Stadtjubiläum) erhältlich.

Auch ein neues Inhaltsverzeichnis und Autorenregister über die Jahreshefte von 1975 bis 2007 können wir den Mitgliedern anbieten. Der Preis für die Jahreshefte sowie das Sonderheft und Autorenregister beträgt jeweils 4,- Euro. Für das Buch von U. Rodenwald (mit über 300 Seiten) beträgt der Preis 8,- Euro.

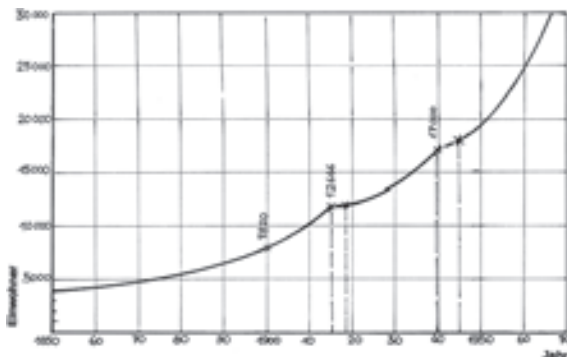
Ein Stück Villingener Stadtgeschichte am Beispiel der Baugenossenschaft Villingen e.V.

Theo Leute

Stadtentwicklung

Die Bevölkerungsentwicklung Villingens

Im Spätmittelalter und bis ins 18. Jahrhundert, als der Baubestand der Stadt noch innerhalb der Stadtmauern angelegt war, belief sich die Einwohnerzahl auf 2000 bis 3000 Bürger. Noch im Jahre 1820 waren es 3400 Einwohner, die innerhalb der Mauern wohnten. Diese stagnierende Entwicklung änderte sich ab 1850, als die Industrialisierung in größerem Umfang begann. Die Stadt wuchs schnell.



Grafik: Entwicklung der Einwohnerzahl Villingens.

Schon im Jahr 1900 war die Zahl der Einwohner auf ca. 8 000 angestiegen, und die Stadt platzte aus allen Nähten. Durch die Anziehungskraft der Industrie und nach der endgültigen Inbetriebnahme der Eisenbahn 1869 bzw. 1873 herrschte auf Grund von Zuzug um 1900 größte Wohnungsnot, so dass die Stadt sich für Wohnbezirke außerhalb der Mauern öffnen musste.

Betrachtet man den Grundriss der Stadt aus dem Jahre 1890, so ist ersichtlich, dass bis dahin eine Öffnung und damit Erweiterung der Stadt nur im Kaiserring zwischen Brigach und Mauer stattgefunden hatte.



Bild 1: Plan von Villingen im Jahre 1890.

Öffnung der Stadt nach Süden

In der Zeit der bittersten Wohnungsnot um 1900 hat die Baugenossenschaft Villingen einen wesentlichen Beitrag zur Beseitigung dieser Not geleistet. Die Genossenschaft wurde von dem katholischen Pfarrer Lang, der sich mit anderen der Wohnungssuchenden annahm, im Jahre 1902 nach siebenjährigem zähen Widerstand des Gemeinderates der Stadt, gegründet, und somit konnte endlich ein Bauplatz in der Mönchweiler Straße jenseits der Bahnlinie hinter dem Gasthof Lindenhof erworben werden.

Hier wurden in den nächsten zwei Jahren die ersten drei Häuser der Baugenossenschaft Villingen gebaut. Weiter stadteinwärts in der Mönchweiler

Straße zwischen Bahnlinie und Oberem Tor blieben die bevorzugten Bauplätze Villingen Bürgern vorbehalten. Ein Anfang war jedoch gemacht, aber die Warteliste der Wohnungssuchenden – im wesentlichen Uhrenarbeiter und Eisenbahner, die sich an die Baugenossenschaft Villingen gewandt hatten – war riesengroß. Die Baugenossenschaft suchte daher dringend nach weiteren Bauplätzen.

Die Stadt beschäftigte sich seit 1846 schon mit Plänen einer Wohnbezirkserweiterung nach dem Süden. Außer dem Abbruch des Niederen Tores zur Öffnung der Stadt war für die Wohnbebauung nichts geschehen. Neue Wohnquartiere im Süden der Stadt waren bis 1900 noch nicht entstanden.

Deshalb war es für die Stadtentwicklung wichtig, dass die Baugenossenschaft Villingen in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg auf den Erwerb von Baugrundstücken drängte. Immerhin war die Einwohnerzahl der Stadt von 1900 bis 1915 von 8000 auf 12000 angewachsen (siehe Grafik).

So entstand nach 1900 nach und nach ein großes zusammenhängendes Baugebiet – die Südstadt – welche maßgebend von der Baugenossenschaft erschlossen wurde. Dazu musste das alte Wegesystem (siehe Bild 1) auf der grünen Wiese völlig verändert und neu gestaltet werden.

Das erste Haus der Baugenossenschaft in diesem Wohngebiet entstand im Jahre 1908 – das Eckhaus Warenburgstraße 18. Schnell folgten in den Jahren 1908 bis 1925 zahlreiche weitere Häuser der Baugenossenschaft. Ein Teil der Häuser wurde mit Unterstützung der damaligen Staatsbahn gebaut, um die zahlreichen Eisenbahner-Familien unterzubringen, die nach Verlegung des Eisenbahnamtes im Jahre 1870 nach Villingen zugezogen waren. Deshalb wurde der südliche Teil der Südstadt auch „Eisenbahner-Viertel“ genannt.

Das Baugebiet der Baugenossenschaft Villingen umfasste folgende Straßen:

- Bertholdstraße
- Bleichestraße
- Langstraße
- von-Rechberg-Straße
- Warenburgstraße
- Zähringerstraße
- Schwedendammstraße

Angetan von der positiven Baudynamik in der Südstadt entdeckte auch die Stadt ihr Wohlwollen für die Baugenossenschaft und begann Mitte der 20er-Jahre deren Projekte zu unterstützen.

Stadterweiterung nach Westen

Der weitere industrielle Aufschwung brachte ein bemerkenswertes Bevölkerungswachstum mit sich. Am Vorabend des ersten Weltkrieges hatte die Zahl der Einwohner die Schwelle von 12000 schon überschritten.

Nun veränderte sich auch allmählich die alte Struktur der Industrie. Zunächst waren ältere Industrie-Zweige wie Spinnerei und Hammerwerk von der Uhrenindustrie mit ihren vielen kleinen Zulieferbetrieben abgelöst worden. Apparatebau, Feinmechanik und Elektrotechnik standen im Vordergrund. Entscheidend aber für die Stadtentwicklung war die Gründung nachfolgender Betriebe in Villingen, die sich rasch zu erfolgreichen Großbetrieben mit neuen Produkten entwickelten.

1912 Binder

1919 SABA-Werke

1923 Winkler Bäckereimaschinen

1928 Kienzle Taxameter.

Mit den Produkten dieser Firmen, die weltweite Geltung erlangten, wurde die Stadt Villingen ein Teil des internationalen Marktes, der im Vergleich zum lokalen Markt des Mittelalters sich zum Weltmarkt wandelte.

So folgte in den Jahren nach 1925 – dem Wohnungsbedarf folgend – die Erschließung der Weststadt (eigentlich Nordweststadt). Auch hier war die Baugenossenschaft maßgeblich beteiligt, indem sie in diesem neu erschlossenen Baugebiet die überwiegende Bebauung vornahm. Das erste Projekt entstand 1926 (Kirnacher Straße 9–11). Schnell folgten in den Jahren 1926 bis 1935 viele weitere Häuser in den nachstehenden Straßen:

Goethestraße

Kirnacher Straße

Scheffelstraße

Wie im Vergleich zur Südstadt auffällt, haben diese Häuserreihen einen völlig anderen architektonischen Charakter. Statt der kleinteiligen Einzel-

häuser entstanden hier mehrstöckige große Häuser, die in Reihe aneinander gesetzt waren.

Erschließung des Bickeberges

Der 2. Weltkrieg war vergangen, die Währungsreform 1948 hatte stattgefunden und der Wiederaufbau begann. Wieder herrschte in Villingen wie in ganz Deutschland – nicht zuletzt wegen der Flüchtlingsproblematik – große Wohnungsnot. Auch die Besatzungsmächte hatten viele Wohnungen beschlagnahmt.

Die Villingener Industrie war erfolgreich und zog eine große Anzahl von Beschäftigten an, die alle ein Dach über dem Kopf haben mussten. In dieser Zeit der Nachkriegsjahre 1951 bis 1960 erforderte der hohe Wohnraumbedarf schnelles Handeln. Villingen war im Jahre 1960 bereits auf 25000 Einwohner angewachsen. Der damalige Villingener Bürgermeister Kern tat im Jahr 1952 den Anspruch: „Es ist leichter, im Toto zu gewinnen, als in Villingen eine Wohnung zu erhalten.“

Die Wohnhäuser mussten wegen der akuten Wohnungsnot aus dem Boden gestampft werden. Die Funktionalität und die Grundbedürfnisse des Wohnens waren für den Schnitt der Wohnungen ausschlaggebend. Komfort rückte in den Hintergrund. In dieser Situation gab es in Deutschland eine Wohnungsbauförderung des Staates (Marshall-Plan). Der Wiederaufbau begann – das „Wirtschaftswunder“ nahm seinen Lauf.

In Villingen setzte – der Wohnungsnot folgend – um 1951 zunächst zögernd dann intensiv ein Bauboom ein.

Die Umbauung der Stadt nach Süden (Südstadt) und Westen (Weststadt) hatte schon stattgefunden. Im stadtnahen Norden hatten sich die Firmen Kienzle und Binder etabliert. So blieb schließlich nur noch die Stadterweiterung im Nordosten jenseits der Bahnlinie – ein Gelände, das bis dahin weitgehend, obwohl stadtnah, unberührt geblieben war. Im Jahre 1951 erschloss die Stadt dort das neue Baugebiet, den vorderen Bickeberg.

Die Baugenossenschaft Villingen war der erste Bauherr, der das neue Baugebiet mit zwei großen dreigeschossigen Häusern in der Schelmengass zu bebauen begann und in den nächsten 7 Jahren ihr

größtes Bauprogramm in diesem Gebiet durchführte. Es entstanden dort etwa 200 Wohnungen in folgenden Straßen:

An der Schelmengäß

Alemannenstraße

Hochstraße

Zwar war die Baugenossenschaft auch in diesem neu erschlossenen Baugebiet federführend, jedoch reichte ihre Finanzkraft bei weitem nicht aus, um die Villingener Wohnlücken zu schließen.

So folgten auch andere Bauträger mit großer Intensität, so dass in den 50er-Jahren schnell ein geschlossenes Baugebiet entstand.

Nach der Bebauung des Bickebergs in den 50er-Jahren waren die citynahen Bauplätze erschöpft.

Der Wohnungsmangel war aber noch vorhanden, denn 1972 – im Jahr des Zusammenschlusses von Villingen und Schwenningen, zählte die Stadt Villingen 39000 Einwohner. So wick man in den Folgejahren – den 60er-, 70er- und 80er-Jahren – auch auf stadtfernere Bezirke aus. Es entstanden jeweils mehrere dreigeschossige Gebäude in

Rietheimer Straße (1960–1962)

Falkenring (1964–1965)

Fasanenstraße (1967–1968)

Adlerring (1970–1972)

Nachdem aber auch diese noch nicht stadtfernen Gebiete erschlossen waren, entstand ein neuer, jedoch abgelegener Stadtteil – die Wöschhalde. Hier baute die Baugenossenschaft in den Jahren 1975 bis 1980 noch ca. 120 Wohneinheiten.

In den späten 80er-Jahren hatte die Neubautätigkeit den Bedarf an Wohnungen weitgehend gedeckt. Auch die Baugenossenschaft hatte ihre wesentlichen Ziele erreicht.

So war es nur ein folgerichtiger Schlusspunkt dieser Nachkriegsphase, dass der Staat im Jahre 1989 die Gemeinnützigkeit der Baugenossenschaft Villingen wie auch anderer Bauträger aufhob. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Baugenossenschaft ca. 1100 Wohnungen gebaut, wovon die meisten in stadtnahen Gebieten lagen. Alle diese Wohnungen waren und sind bis heute ausschließlich Mietwohnungen.

So ist die Baugenossenschaft Villingen eG bis heute eine reine Vermietungsgesellschaft geblieben,

die eine breite Palette von Wohnungen anbietet, welche sowohl einfachen als auch gehobenen Ansprüchen gerecht werden und die in der Mehrzahl stadtnah liegen.

Inzwischen war es aber längst an der Zeit, die in den langen Jahren entstandenen Wohnungen zu modernisieren, soweit dies nicht schon geschehen war.

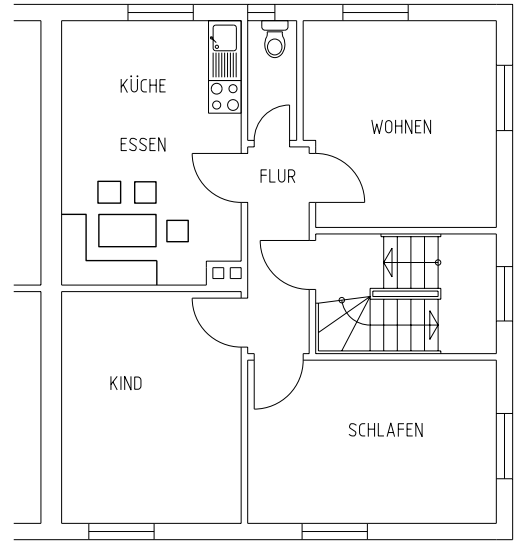
Wohnen im Wandel der Zeit

Die Ansprüche an eine Wohnung haben sich im Laufe der Jahrzehnte stark gewandelt. Dem haben sich die Architekten in Zuschnitt und Ausführung angepasst. Allein das sich ändernde Hygieneverhalten hat zu einer gravierenden Veränderung unserer Wohnansprüche geführt.

Küche als Mittelpunkt (Bild 2)

In der „guten alten Zeit“ – nämlich um 1900 herum – war die Küche der wichtigste Raum der Wohnung. Die Küche war nicht nur Kochplatz, sie war zugleich Ess- und Wohnzimmer. Infolgedessen war sie als Wohnküche relativ groß. In ihr musste auch der Esstisch mit den dazu gehörigen Sitzgelegenheiten Platz haben. Abends nach Feierabend saß man in der Küche, auch mit Besuch. Die Kinder erledigten ihre Hausaufgaben am Küchentisch. Ja, die Küche war am Wochenende auch Badestube. Eine aufgestellte Zinkwanne mit heißem Wasser vom Herd musste für die Wochenendreinigung der ganzen Familie herhalten. Vor allem aber im Winter genoss man die vom Herd ausgestrahlte Wärme, wenn sich die Familie um den Küchentisch scharte – war doch die Küche oft der einzig beheizte Raum in der Wohnung. Das Wohnzimmer – „die gute Stube“ – wurde nur zu besonderen Anlässen genutzt und auch nur dann beheizt.

Es gab eine Toilette, aber ein Bad war in der Regel nicht vorhanden. Die Schlafzimmer hatten oft nicht einmal einen Ofen. Wenn man dies mit den Ansprüchen und der Wohnqualität von heute vergleicht, so wurden damals als Standard nur die Grundbedürfnisse abgedeckt.



HERDSTR. 1-3, BAUJAHR 1920

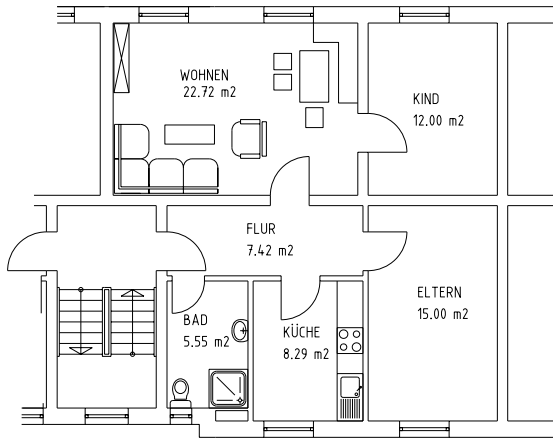
Bild 2 zeigt einen typischen Grundriss einer solchen Wohnung in der Herdstraße 1–3.

Wohnen nach dem 2. Weltkrieg

Der nächste Schritt in der Entwicklung der Wohnbedürfnisse vollzog sich nach der Währungsreform 1948 als die Bautätigkeit wieder möglich war. In den 50er-Jahren, als die Wohnungsnot groß war, entwickelte man einen neuen Wohnstil, in dem Funktionalität und Grundbedürfnisse ihren Schwerpunkt fanden. Die Küche – einst der wichtigste Raum im Haus – verlor an Bedeutung und auch an Quadratmetern. Mit der Einbauküche – kompakt und funktionell – wurde für das Kochen nur wenig Platz gebraucht.

Das Wohnzimmer wurde der Mittelpunkt des Zusammenlebens, es wurde ständig genutzt als Ort der Kommunikation.

Jetzt gab es auch ein Badezimmer. Zwar war es klein und zweckmäßig, aber ein Tribut an das aufkommende Gesundheits- und Hygienebewusstsein. Insgesamt – einschließlich Schlafzimmer – waren die Wohnungen zwar knapp bemessen, aber man war damals froh, überhaupt eine solche Wohnung zu bekommen. Die 50er- und frühen 60er-Jahre war die Zeit der Kohle- und Ölöfen, die erst in den 70er-Jahren verschwanden und durch Zentralheizungen ersetzt wurden.



PONTARLIERSTR. 16, BAUJAHR 1949

Bild 3 zeigt einen typischen Villingener Wohnungsgrundriss aus dieser Zeit in der Pontarlierstraße 16.

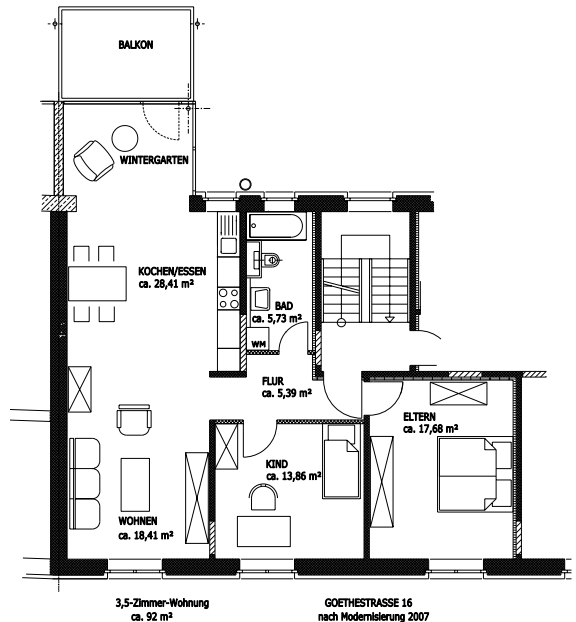
Wohnen heute

Mit wachsendem Wohlstand wuchsen auch die Ansprüche. Auf der Suche nach einem Gegenpol zu den steigenden Leistungsanforderungen im Beruf und passend zu einem ausgeprägten Körper- und Gesundheitsbewusstsein unserer Gesellschaft ist heute das Zuhause gleichzeitig Ort der Kommunikation und des Rückzuges. So hat sich der Zuschnitt der Wohnungen entsprechend verändert.

Der Trend geht weg von abgetrennten Zimmern im Wohnbereich hin zu fließenden Übergängen bei Küche, Ess- und Wohnzimmer. Die Küche – bestückt mit einem Tisch oder einer Theke – öffnet sich hin zum Ess- und Wohnzimmer als Arbeits-, Ess- und Kommunikationszentrum und rückt in den Mittelpunkt des als Einheit genutzten Wohn- und Essbereiches. Die Hausfrau ist nicht mehr isoliert, wenn sie in der Küche tätig ist.

Auch das Badezimmer hat eine Wandlung erfahren: von der zweckgebundenen kleinen Nasszelle zum Wohlfühlort der Entspannung bei der Körperhygiene. Die sanitären Einrichtungen sind für den Wohnkomfort immer wichtiger geworden.

Ein weiterer Ausdruck gesteigener Wohnansprüche ist auch der Balkon. Er kann nicht groß genug sein und ist heute eine Grundforderung an den Wohnkomfort.



3,5-Zimmer-Wohnung
ca. 92 m²

GOETHESTRASSE 16
nach Modernisierung 2007

Bild 4 zeigt einen typischen Grundriss einer modernisierten Wohnung in der Goethestraße 16.

Die Realisierung des modernen Wohnens in alten Häusern

Heute sind moderne Mietwohnungen keine Mangelware mehr. Deshalb zählt neben einer qualitativ guten Wohnung auch der Standort bei der Wohnungswahl. Gerade hierbei ist ein veränderter Trend festzustellen.

Hat man noch vor etlichen Jahren die meist stadtferne Lage „auf der grünen Wiese“ bevorzugt, so ist heute der Wunsch erkennbar, in die Innenstädte zurück zu ziehen, weil dort gute Infrastruktur und kurze Wege das tägliche Leben erleichtern.

Die Baugenossenschaft Villingen besitzt fast 80 % ihrer Häuser in citynahen Bezirken. Das sind die bevorzugten Gebiete:

- Südstadt
- Weststadt
(Goethestraße, Scheffelstraße)
- Bickeberg
(an der Schelmengaß, Alemannenstraße)

Da es sich in diesen Lagen um alte Häuser handelte, lautete die Herausforderung der letzten Jahre, die heutigen Wohnansprüche und die geforderten energetischen Maßnahmen mit diesen alten Beständen zu realisieren.



Bild 5: Goethestraße 12–22 vor der rückseitigen Sanierung (oben) ...

Bild 6: ... und danach (unten).



Das ist keine einfache Aufgabe. Um so mehr ist es zu schätzen, dass es in den letzten fünf Jahren gelungen ist, in kurzer Bauzeit von jeweils etwa einem Jahr ca. 220 anspruchsvolle Wohnungen zu schaffen, die neubauähnlichen Charakter haben. Diese Wohneinheiten entstanden in vier Groß-Sanierungs-Projekten:

am Goetheplatz,
in der Goethestraße,
am Bickeberg
(mit Schelmengäß und Alemannenstraße).

Da die Goethestraße dem Denkmal- bzw. Ensembleschutz unterliegt, war es nicht immer einfach, modernes Wohnen und Denkmalschutz zu vereinbaren, denn in allen Fällen mussten die Häuser entkernt und innen neu aufgebaut werden. Merkmale dieser Häuser sind:

- Grundrissanpassung an moderne Wohnstandards
- Wärmedämmung der Fassaden, Dächer und Fenster
- Zentralheizung mit Brennwerttechnik im Verbund mit Sonnenkollektoren (so weit vom Denkmalschutz zugelassen)
- großzügige Balkone, teilweise kombiniert mit Wintergärten.

Nach Abschluss dieser Baumaßnahmen ist das Ergebnis erfreulich, weil es in allen vier Groß-Projekten gelungen ist, in altem Häuserbestand attraktive Wohnungen für fast jeden Bedarf zu schaffen. Völlig neu ist der Zuschnitt der Wohnungen und die anspruchsvolle Qualität der Innenausstattung. Modernen Wohnbedürfnissen ist Rechnung getragen, z.B. durch komfortable Bäder mit hochwertigen Sanitäreinrichtungen, die im Stellenwert gegenüber früher an Bedeutung gewonnen haben, genau so wie die neu geschaffenen Balkone, die ein Muss bei anspruchsvollerem Wohnen sind. Auch Selbstverständlichkeiten wie energetisch sparsamer Heizungsverbrauch wurden realisiert und durch Messungen bestätigt.

Auch das Umfeld der Wohnungen ist gekennzeichnet durch

- Wohnungsnahe Garagen oder Stellplätze
- kindergerechte Grünflächen im unmittelbaren Hausbereich

- Entbindung von den bisher üblichen Pflichtleistungen wie Treppenhausreinigung und Winterdienst, die von der Baugenossenschaft organisiert werden.

Die gemachten Erfahrungen zeigen hohe Akzeptanz der verschiedenen Mietergruppen, die sowohl aus Familien mit Kindern bestehen als auch der älteren Generation, die ihren Lebensabend so lange wie möglich zu Hause verbringen möchte. Allen kommt die stadtnahe Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs ohne Auto und die Nähe zu Kultur- und Freizeitveranstaltungen zu Gute.

Nicht zuletzt ermöglicht eine Mietwohnung eine hohe berufliche Flexibilität ohne Bindung an ein Eigenheim.

Einige Bildbeispiele aus den Projekten Goethestraße und von der Anlage „An der Schelmengass“ (*Bild 10 und 11*) mögen stellvertretend für alle vier Projekte stehen.

Bild 5 und 6 zeigen die Rückseite der Goethestraße 12–22 sowohl bei den Bauarbeiten als auch nach Fertigstellung. Die alte Rückwand wurde zum großen Teil heraus gebrochen, um für die neuen Wohnungen einen verglasten Wintergarten und auch einen Balkon anzufügen. Im Erdgeschoss erkennt man über den Auto-Unterstellplätzen die neue Großterrasse.

Bild 7: Die Vorderfront hat nach außen hin ihr Gesicht behalten (Auflage des Denkmalamtes wegen Ensemble-Schutz), sie wurde jedoch thermisch isoliert und modernisiert, wie auch die gesamte Dachkonstruktion.

Der Schnitt der Wohnungen wurde komplett verändert. Dazu mussten viele Wände versetzt werden. So sind moderne komfortable Wohnungen entstanden, die neubaugleich genannt werden können. Selbst einige zweigeschossige Maisonette-Wohnungen konnten realisiert werden (*Bild 8*).

Zusammenfassend kann man sagen, dass in allen stadtnahen Wohnhäusern der Baugenossenschaft Villingen trotz teilweise nicht nachvollziehbarer Auflagen durch das Amt für Denkmalschutz modernes Wohnen realisiert werden konnte mit dem Komfort, den viele Mieter wünschen und auch schätzen.



Bild 7: Vorderfront Goethestraße 12–22 (oben).

Bild 8: Wintergarten mit Balkon (unten).





Die schnelle, problemlose Vermietung und auch die Wohnzufriedenheit der Mieter zeigt, dass dieses Konzept dem Bedarf entspricht. Daneben bietet die Baugenossenschaft auch Wohnungen, die nur teilweise modernisiert werden konnten und deshalb entsprechenden Ansprüchen ein zufriedenstellendes Zuhause bieten.

Ein abschließender Blick noch in die vorgesehenen Aktivitäten der Baugenossenschaft:

Bereits in Planung ist ein weiteres Groß-Projekt im hinteren Teil der Goethestraße. Dort wird als nächstes ein altersgerechter barrierefreier Neubau erstellt. Da hier kein Denkmalschutz besteht, kann der alte Gebäudekomplex zum größten Teil abgerissen und durch Neubau ersetzt werden. Auch hier werden selbstverständlich die Aspekte modernen und verstärkt auch bequemen Wohnens realisiert. Die Baugenossenschaft Villingen eG ist damit auch für die Zukunft gerüstet.

Bild 9a und 9b: Badezimmer früher und heute.





Bild 10: Schelmengäß alt (oben).

Bild 11: Schelmengäß neu (unten).



Der eher harmlose Begriff „Sterben“ hatte zusammen mit dem „groß“ in früheren Zeiten eine andere Bedeutung. Gemeint war die Pest, in vielen Berichten von Chronisten taucht dieser Krankheitsname erst gar nicht auf, sondern es wird vom *Sterben* eine mehr oder weniger ausführliche Notiz gemacht. Dies führte allerdings auch dazu, alle Epidemien, die seit dem Mittelalter bekannt sind, als Pestepidemien zu deuten. Mehrere Medizinhistoriker halten eine neue Untersuchung über tatsächliche oder angebliche Pestfälle für nötig.¹ In diesem Beitrag soll auf diesen *Streit* der Historiker nicht eingegangen werden, sondern weiterhin soll alles unter dem Begriff Pest in Erinnerung bleiben. In diesem Zusammenhang ist auch verständlich, dass kein Heilmittel gegen die Pest bekannt war. Die vielen Heilkräuter² konnten gegen den Pestbazillus nichts bewirken. So blieb nur die Hinwendung an die Heiligen als Helfer gegen die Pest.

Vorausgeschickt werden soll eine Feststellung, dass einzelne Pestausbrüche für die Betroffenen sicherlich als „Großes Sterben“ empfunden wurden. Die Geschichte eines einzelnen Ortes – Villingen – aus den Begebenheiten der sie umgebenden Landschaft auszuwählen, bietet sich immer dann an, wenn die Stadtgeschichte die flächendeckende Geschichte an Umfang übertrifft. Vereinzelt Pestjahre sind für die Baar vor dem Dreißigjährigen Krieg bekannt, während Villingens Pestgeschichte für diese Zeit einen größeren Umfang annimmt. Die gesamte Baar ist im Dreißigjährigen Krieg nicht so stark von der Pest heimgesucht worden wie andere Gegenden. Das beweist das Tagebuch des St. Georgener Abtes Georg II. Gaißer (1595–1655) und auch die Chronik von Juliana Ernstin, die zunächst als Priorin 1637–1655, dann als Äbtissin 1655–1665 des Klosters St. Clara den Dreißigjährigen Krieg erlebte.³ Abt Gaißer hat unermüdlich das Gebiet

vom Schwarzwald bis Oberschwaben durchwandert und hat über die kleinsten Vorkommnisse berichtet, aber über die Pest schweigt er sich aus, bis auf einige wenige Bemerkungen. Z.B. kam der Abt am 21. Oktober 1629 von einem feinen Frühstück beim Bürgermeister in Hornberg zurück und notiert über seine Ankunft in Villingen, dass er am Tor zur Überprüfung angehalten wurde. Er musste der Wache versichern, dass er aus keinem verseuchten Ort kommt.⁴

Die Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts im Abendland gilt in den Ortsgeschichten oft nur als möglich, aber sie ist nicht mit letzter Sicherheit nachzuweisen. Die Villingener Geschichtsschreibung⁵ ist sehr umfangreich, und so ist es geradezu zu erwarten, dass sichere Nachweise für diese Pest zu finden sind. Es gibt einige wenige Dokumente, auf die der Historiker zurückgreifen kann. Einmal ist es das Anniversarienbuch der Franziskaner⁶, allerdings sind nur wenige Blätter, die zufällig vor der Vernichtung gerettet wurden, erhalten geblieben, dafür aber für die Pestgeschichte ein wichtiges Blatt mit folgenden aus dem Lateinischen übersetzten Versen:

Nach Jesus dreihundert, eintausend, und neunundvierzig / Sei auch eine große Sterblichkeit als Seuche bekannt geworden. / Viele wurden betroffen, an denen sich ein krank machendes Bläschen zeigte, / Im Verlauf von drei Tagen sind die Heimgesuchten schließlich gestorben. / Die Hälfte der Leute überlebte, die andere starb schließlich. / Bei wem sich Bläschen bildeten, fand bald im Tod seine Ruhe.⁷

Eine Urkunde vom 31. Mai 1354 überliefert, vielmehr ergänzt die erste Nachricht über die Pest zur Mitte des 14. Jahrhunderts, hier steht: *vnser Frowen Tag ze herbest, won och do der sterbat allergrest was.* An Mariä Geburt (8. September) also im Jahre 1349 soll die Pest ausgebrochen sein, ihr sollen 3500 Menschen zum Opfer gefallen sein.⁸

Als weitere Bestätigung zum Nachweis der Pest sind die Dokumente im Zusammenhang mit der Elend- oder Seelenjahrzeitstiftung zu betrachten. Auf einem der erhalten gebliebenen Blätter des Anniversarienbuches las der Kirchenhistoriker Kefer folgende Zeilen zur Gründung: *Lieben kinder, ir söllent wissen, das wir und alle unser Nachkommen ewiglich söllen began, das ellend jahrzeit, das ist aller derer, die in dem alten tod von dirre welt schiedent, der was an zal trü tusend und fünfhundert. Unter den warend fünfhundert swanger frowen, die des selben todes sturbent in einem sumer. Und der Tod in dem jar, do man zalt von Christus geburt XIII hundert jahr und nünvierzig jar.*

Wenn es heißt, dass Schultheiß, Bürgermeister und Rat am 31. Mai 1354 diesen ewigen Jahrtag stifteten, dann ist das keine ganz neue Stiftung, sondern eine Wiederbelebung. Seit der Stadtgründung haben vermögende Bürger im Seelenjahrzeithaus Beiträge an Geld und Früchten gesammelt, davon wurden die Armen wöchentlich unterstützt. Das berichtet eine Urkunde aus dem Jahr 1256. Todesfälle und anderes Unglück um das Jahr 1344 unterbrachen diese Tradition. Als nun die Pest in die Stadt einbrach, bewirkte die Furcht vor dem Pesttod, dass wieder Stiftungen für das Seelenjahrzeithaus gemacht wurden. Der Tod manches Spenders machte es nötig, dass der Magistrat 1354 jemand dafür einsetzen musste, der die noch ausstehenden Schulden einforderte. Außerdem wurde das Vermögen von erbenlosen Personen ebenfalls der Stiftung zugeführt. Vermutlich war in der Rabenscheuer, Kanzleigasse 2, der Sitz der Stiftung. Es wurden zwei Gedächtnistage festgesetzt – Mariägeburt (8. September) und Mariäverkündigung (25. März) –, an denen zum ersten jener gedacht wurde, die an der Pest starben und zum zweiten derer, die zur Stiftung beigetragen hatten. Die jüngste Geschichtsforschung kennt nur einen Jahrtag. Am 8. September werden für die Pesttoten und die Stifter Gottesdienste abgehalten, und eine Fleischspende kommt an diesem Tag den Notleidenden zugute. Der Name wurde in Elendjahrzeithaus oder Elendjahrzeitpflege geändert. In der Altstadtkirche war zu lesen: *Dass ist die Verzeichniß des großen sterbend, der war da man*

*zählt 1349 Jahr. Derselbigen Seelen, die damals starben, waren Dreitausend.*⁹

Die Wiedergabe der Urkunde von 1354 sollte hier nicht fehlen: *Schultheiß, Bürgermeister und Rat von Villingen thun kund, dass sie angesehen, dass so menig ellend mensche von dirre weld schied in dem sterbat in dem jar do man zalt von gott geburt dritzehnhundert jar vierzig jar in dem nonden jar, von denen ein Teil seine Jahrzeit besetzte, ein Teil dieses überhaupt à von not und gebresten wegen nicht konnte, daß es auch jetzt noch ehrbare Leute giebt, die mit besonderin jarzit ewenlich gestiffen mugent, der mainung doch gen got gut ist. Damit nun der selen jarzit ut so gar vergessen werd und so ellend beliben, haben sie ein Almosen aufgesetzt und dazu zwei von ihnen zu Pflegern gegeben nemlich Hainrich Löselin und Peter Unrichtin, die ehrbares Geld (Gülten) an das Almosen gekauft haben und noch kaufen, von des almuses gut daz gegeben ist in dem sterbat und sider her, so sient tod oder lebet. Daran soll ewiglich alle Jahre eine Seelenjahrzeit begangen werden mit Messen, Vigilien und Spenden für alle Gestorbenen in dem sterbat und alle seither, die an das Almosen gaben und zwar soweit das Almosen reichen mag an unser frowen Tag ze herbst, won ouch do der sterbat aller groest waz. Das Almosen mag gebessert werden, damit man die Jahrzeit halte so oft (als diese) als das Geld gelangen mag; es sei des Jahres 2 oder 3 mal, Gott zu Lob und den Seelen zu Trost. Geht einer der Pfleger ab, so ist innerhalb eines Monats ein anderer für ihn zu wählen. Dieses soll der große Rat oder der Mehrteil des Rats bestimmen.*

Samstag nach sant Urbanustag 1354.¹⁰

Was noch eine Unklarheit hinterlässt, ist die Frage nach der Anzahl der Todesopfer. Es werden ja verschiedene Zählungen angegeben, es bleibt aber beim Verdacht, dass sie wohl zu hoch angesetzt sind. Anfang des 14. Jahrhunderts wird eine Zahl für die Männer mit Familie mit 600 errechnet, daraus wird auf 3000 Bürger geschlossen, wenn das die ganze Bevölkerung Villingens gewesen wäre, dann könnte die genannte Zahl von 3500 Todesopfer keinesfalls möglich sein. Vermutlich kommen zu den 3000 errechneten Bürgern Alte ohne Familie, Alleinstehende, die Knechte und Mägde, Waisen,

die Geistlichen und Klosterinsassen, aber ob das dann die hohe angegebene Totenzahl rechtfertigt, kann nicht beantwortet werden. Anfang des 15. Jahrhunderts ist die Bevölkerung auf 2000 reduziert.¹¹

Mit der Pest dieser Jahre geht auch die Verfolgung der Juden einher. Denn es wurde behauptet, dass die Juden die Brunnen vergiften und damit die Pest in die Städte bringen, weil sie die Christenheit auslöschen wollen. So ist es zu erklären, dass, bevor die Pest überhaupt ein Todesopfer forderte, die Juden entweder vertrieben oder gar verbrannt wurden. Aus dem bereits bekannten Anniversarienbuch sind folgende Verse zur Judenverfolgung erhalten geblieben:

*Im Jahre tausenddreihundertvierzig / Und neun wurden diese ungeheuren Taten begangen: / Böse sind behandelt, ganz und gar der Besitztümer beraubt / die törichten Juden, danach sind sie im Feuer verbrannt.*¹²

Wie viel Mitglieder die Judengemeinde hatte, ist nicht bekannt, aber gering war sie nicht, denn sie hatten eine Synagoge, die im Bereich des Münsterplatzes stand. Es werden 8 bis 10 jüdische Haushalte geschätzt. Wahrscheinlich sind die Juden im Sommer 1349 entweder vertrieben oder ermordet worden, denn das Spital bekam am 22. August 1349 von Albrecht von Österreich jüdisches Eigentum geschenkt, anderes wurde verkauft.¹³

Kein zeitgenössisches Denkmal, sondern eine im 19. Jahrhundert entstandene Gedenktafel hing früher in der Altstadtkirche, heute befindet sich die Tafel im Franziskaner Museum (*Bild 1*). Die Tafel erinnert nicht nur an die Pesttoten von 1349, sondern auch an die Seuche im Winter 1813/14. In der Inschrift werden auch wieder die 3000 Toten sozusagen bestätigt, was ja weiterhin fraglich bleibt: *Bete für uns. Das ist die Bezeichnung des großen Sterbend, der was da man zählt 1349 Jahr. Derselbigen Seelen die damals starben waren dreidausend.*¹⁴

Das nächste Pestvorkommen wirft auch wieder Fragen auf: Es wird nicht von der Pest in Villingen berichtet, sondern vom hiesigen Franziskanerkloster. Soll die Pest nur im Kloster geherrscht haben? 1493 erlag fast der ganze Franziskanerkonvent der Pest. Um das Kloster wieder zu bevöl-

kern, mussten Patres aus Hausach geholt werden. 1498 hatte sich der Konvent wieder soweit ergänzt, dass er 26 Priester, 2 Diakone, 3 (nach anderer Lesart 16) Schüler, auch mehrere Konversenbrüder und Novizen zählte. Sollten vorher auch so viele im Kloster gelebt haben?¹⁵

Drei Jahre nach dem Sterben der Franziskaner erlagen 1496 viele Villingen an einer Seuche, die vielleicht nicht die Pest, sondern die Pocken war.

*Item als man nach der geburt Chrysti zählt 1496 jar, domall sandte gott der almechtig ain plag schier in alle landt mit besen blauttern. Das war ain erschreckenliche blaug und kranckhait; der sie überkham, derselbige was ganz lam, und sturbend alhie zue Villingen feyll menschen daran; auch fand man manchen, der die blautteren siben jar hatt, dan man sy nit gewuß khundte hailen oder artzoneyen, dan es wolte ahn manchen menschen nichts helfen, und an manchen so halffes.*¹⁶

Bald danach 1500/01 hat eine Seuche 850 (davon 500 Kinder) Pesttote gefordert. „*Item in dem jar 1500 und 1 von sant Batholomestag [24. August] bis zu dem andern do sturbend 8¹/₂ hundertt menschen in ain jar; und was ein jemerlich ding; do sturbend 5 hundertt kind, und sturbend desselben jars fuffzig menschen hie im spital; und sturbend dem grauffen [Graf von Fürstenberg] ains jars trig pfruner an siner pfrund; do sturbend gut redlich lutt, frowen und man.*“¹⁷

Im Jahr 1516 wird von dem so genannten Hauptweh berichtet, diese Krankheit ist in anderen Gegenden erst im Dreißigjährigen Krieg auffällig geworden, denn sie wurde meist von den Kroaten, die dem kaiserlichen Heer angehörten, mitgeschleppt, ungarische Krankheit hieß sie auch. *Item im selbigen jar ging ain kranckhait in allem land umb, also das die lut große hoptwe uberkomend, also das sy oft 8 oder 10 tag in irm we dermaus thattend, alls ob sy irer sinen gar werend beropt; und wan man sy still hielt und sy niedertruck, so ferging es in wider und gnaßsen, und sturbend nit fil daran, aber ethlich sturbend; und wan sy gar genaßsend, so wust ir kains nit, wie oder was es gethon hat in der kranckhait.*¹⁸

Es ist zu vermuten, dass die Toten des Jahres 1519 wieder derselben Krankheit erlagen. Auch



Bild 1: Pesttafel aus der Altstadtkirche.

sollen die Franziskaner wie bereits im Jahre 1493 betroffen gewesen sein. *Anno 1519 sturben hie zu Villingen 1300 menschen on die kinder und die schwangeren frauen.*¹⁹

Als 1526 dann wieder die Pest einsetzte, verschwand sie wohl nie ganz aus der Stadt, auch wenn für die Jahre bis 1530 kein ausdrücklicher Vermerk besteht.

*Item nach dem fing es an zu sterben an der pestelentz im 26, und sturben von crucis bis uff Kattrine [14. Sept. bis 25. Nov.] mer dan fier tussend kilchbarer menschen; was große angst und nott.*²⁰

Hier soll darauf hingewiesen werden, dass mehr als 4000 Erwachsene nicht gut möglich sein können, denn in diesen Jahren lebten in den nachgewiesenen 676 Häusern ungefähr 4000 Einwohner. Das würde bedeuten: Ganz Villingen ist ausgestorben. Dazu kommt, dass bereits nach vier Jahren 1530 schon wieder 625 (oder gar 685) der Seuche erlagen. *Item im selbigen jar kam ain sterbatt ongefarlich umb pfingsten [5. Juni], ain pestelentz. Im selben sterbatt do sturb Paulte Mutz uff sant Barnabas auben [10. Juni], mornens furt man in zu grab; der was ain frolich gut welltman, witt bekant und ain recht schimpfman, dem Gott genau und allen kristenmenschen. Also sturbend von Barnabe ungefarlich bis winechten 600 und 25 menschen, 4 erlicher priester und erlich riechter und rautsfriend und sunst erlich personen, wib und man, jung und allt. Do starb mir min lieber sun Michel an sant Margreten aubend [14. Juli] und min lieber gemachel an sant Ostwaltzaubend [4. August]. Gott genad al glebigen selen.*²¹

Mit dem Jahre 1533 endet die Chronik Heinrich Hugs. Doch eine weitere Quelle führt bis zum Jahre 1568. So lässt sich für 1565 und 1566, als wieder die Pest herrschte, eine kurze Notiz beibringen. *In dissem jar seint von s. Freuentag biß weinnachten (1. [8.]Sept. bis 25. Dec.) 372 menschen alhie gestorben und darnach von weinnachten bis Lichtmeß seindt wider 128 menschen gestorben.*²²

Eine Chronologie der Pestjahre für die nächsten Jahrzehnte fehlt, es werden nur beiläufige Bemerkungen gemacht, die auf das Wüten der Pest schließen lassen. Als 1592 die Pest 1200 Menschenleben

forderte, hat der Rat der Stadt beschlossen, eine große Glocke für das Münster anzuschaffen, denn in alter Zeit waren die Gläubigen überzeugt, dass der Klang der Glocken die Pest abhalte. Der Glockengießer Reble hat diese versprochene Glocke am 12. November 1601 gegossen. Sie war mit dem Relief der zwölf Apostel und der Kreuzigung Christi sowie mit den Wappen der damaligen Villingen Amtsträger verziert. Diese Glocke gibt es nicht mehr, nach dem 2. Weltkrieg wurde ein neues Geläut angeschafft.²³

Die Pest, die in den Jahren 1610 und 1611 in vielen Gegenden Deutschlands zu beobachten war, hat auch Villingen getroffen. Vielleicht wurde aus diesem Grund ein Stadtmedicus, der Dr. Caspar König, im August 1611 eingestellt.²⁴ Einige Maßnahmen, die der Rat einführte, lassen nur ahnen, wie schwer die Seuche sich auswirkte. *Heut ist abermalen mit einhelligem Mehr dahin geschlossen worden, dass unter den Toren 2 Mann beständig bestellt und denselben bei ihrem geschworenen Eid allen Ernstes eingebunden werden sollen, dass sie allen Fleißes hüten und niemanden, noch zu Ross noch zu Fuss passieren lassen, er könne den an Eidstatt bei kundgegebener Treu, Versprechen und Loben, dass er in Monatsfrist an keinem Ort gewesen, da die Sterbsucht eingerissen.*²⁵ Auch sollte nur noch am Mittwoch und Samstag für die Verstorbenen geläutet werden, weil es nicht mehr möglich war, bei jedem Todesfall den Mesner zum Läuten zu verpflichten.²⁶

Was auch zur Sprache kommen sollte und in der Villingen Pestgeschichte nicht fehlen darf, ist, dass Villingen durch seine Lage für seine eher gesundheitsfördernde Luft bekannt war. Das machte sich die Universität Freiburg zunutze, denn diese floh, sobald sich in Freiburg die Pest rührte. Fünfmal suchte die Universität 1540, 1553, 1583, 1594 und 1610 Zuflucht in Villingen. Die Räume für Lehre und Studium fand sie bei den Franziskanern, die genügend Platz hatten. Das machte sich auch der Franziskanerorden zunutze, um hier im Laufe der Jahrhunderte 26 Provinzkapitel abzuhalten. In letzterem Fluchtjahr wurde es der Universität nicht erspart, sich auch aus Villingen zurückzuziehen wegen der Pest von 1611.²⁷

Die Jahre des Dreißigjährigen Krieges brachten der Stadt mehrere Belagerungen, also den Krieg vor die Mauern, aber von der Pest ist die Stadt wohl verschont geblieben.²⁸

Hatte Villingen außer dem klimatischen Grund noch einen Vorteil, der die Stadt vor allzu häufiger Begegnung mit Seuchen verschonte? Zumindest kann daran gedacht werden, dass ein gebürtiger Villingener als Arzt ein Büchlein 1558 drucken ließ, in dem auf dem Stand der damaligen medizinischen Wissenschaft die Pest erklärt wird und welche Maßnahmen die Gesundheit bewahren und welche den Kranken helfen sollen. Dieser Arzt hieß Georg Pictorius, und sein Leitfadentrag den Titel: „Von der Pestilentz. Notwendiger bericht / was die pestilentz sey / ob die zu fliehen etc.“ Aus der Biographie über Pictorius sei aus diesem Pestbüchlein folgendes zitiert: *Ursache der Pest ist wahrscheinlich ein giftiger Dunst in der Luft; dabei hat noch die persönliche Disposition des Einzelnen eine große Bedeutung: so der Mensch nit zuvor zu solchen angriff bereit / es sey von der complexion her / von unsauberer leybs oder bösem Aspekt / so mag die pestilentz bei jm nit bald eyngriff thun. Die Prophylaxe bestund demnach in guter Ordnung in den 5 nicht natürlichen Dingen und zwar vor allem hinsichtlich des Luffts. Man solle alle Orte, wo viele Menschen verkehren, meiden: Kirchen, Wirtshäuser, Badstuben, Metzigen, Märkte etc. Die Umgebung von Kranken soll man zu diesen Orten nicht zulassen, auch Hunde und Katzen, welche umherschweifend das Gift verschleppen könnten, sollen abgesondert werden, eine nicht unwichtige Maßregel. In die Aborte soll man zu vierzehnen Tagen ungelöschten Kalk schütten etc.* Gegen die Ansteckung durch den Mund werden Riech- oder Amberäpfel (bes. mit ätherischen Ölen, Terpentin etc.) empfohlen; die Zimmer sind öfters auszuräuchern. Ferner schützt das Tragen gewisser Edelsteine etc. Schließlich führt Pictorius eine Menge vorbeugender Mittel an, sowohl einfacher (Theriak, Nüsse, Wermut) als componierter, z. B. ein Electuarium aus 29 Mitteln, die Pilulae communes oder pestilentialia, das 14tägige Wasser etc.

Der zweite Teil des Buches behandelt sehr eingehend und mit den Darstellungen anderer Autoren

übereinstimmend die Symptomatologie und Diagnose, dann die Prognose (aus den Beulen zu stellen, deren schlimmste die schwarzen), das Verhalten der Ärzte, Priester und Wärter, dann die Allgemeinbehandlung, bei welcher wieder die Diät vorangestellt ist und Kampher sowie Theriak eine Hauptrolle spielen und endlich die Behandlung der einzelnen Symptome besonders der Beulen.²⁹

Sebastian Münster, der wenige Jahrzehnte später in seiner Weltbetrachtung auch Villingen beschreibt, hielt es für wichtig diesen Georg Pictorius abzubilden, allerdings ist es eher ein Fantasiebild als eine nach der Person geratene Abbildung.³⁰

Wie die Villingener Rettung vor der Pest fanden, zeigt ein Besuch im Münster. Rechts an der Chorwand gibt es als Wandmalerei eine Darstellung der Schutzmantelmadonna (*Bild 2*), die Bürger finden unter dem Mantel Schutz. Hilfe erhalten sie auch durch die Fürbitte des hl. Sebastian, der links bittend die Hand erhebt. Vor der Kulisse der Stadt Villingen ist ein Engel in den Kampf gegen den Pesttod verstrickt.

Dem hl. Sebastian war ehemals unter den 13 Altären im Münster auch ein Seitenaltar geweiht. Hier und am Marienaltar der Franziskanerkirche versammelte sich die Villingener Sebastiansbruderschaft. Wie der Feiertag des hl. Sebastian gehalten wurde, notiert Abt Gaißer in seinem Tagebuch³¹:

20. Januar 1634

Verehrt wird in Villingen vor den übrigen Heiligen der heilige Sebastian, von dem auch eine zweifache Bruderschaft besteht, die eine bei den Franziskanern, die andere an der Hauptkirche der heiligen Jungfrau. Zu dessen Ehre hatte vor einem Jahr der Oberst Escher noch während der Belagerung eine Bittprozession dergestalt verordnet, dass die Stadtbevölkerung aus besagter Marienkirche zum Franziskanerkloster, von da zur Kirche St. Johannis des Täufers, von da wieder zurück zur Hauptkirche bittweise geschlossen wallfahre, und dass in jeder Kirche ein feierliches Amt gesungen würde. Diese Prozession ist in gleicher und jährlicher wiederkehrender Feierlichkeit auch heute gefeiert worden und durchgeführt, obwohl sehr hohe Schneemassen und ungeheure Windstöße störten.

20. Januar 1635

Ich nehme teil an der von Oberst Escher eingesetz-



Bild 2: Schutzmantelmadonna mit Pesttod im Münster.



Bild 3 und 4: Sebastian (oben) und Karl Borromäus (rechts unten) in der Benediktinerkirche.

ten Jahresprozession, um Gott zu danken, welcher bei der im Jahr 1633 begonnenen Belagerung die Gewalt der Feuerkugeln gebrochen hatte. Die Prozession wurde bei stärkster Kälte von der Marienkirche zu den Franziskanern, von da zu St. Johann, von da wiederum zur Marienkirche abgehalten.

Auch in der ehemaligen Benediktinerkirche ist am Benediktaltar im Oberbild der hl. Sebastian dargestellt (Bild 3). In der im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Bickenkapelle befand sich eine Figur des hl. Sebastian, die jetzt im Münsterpfarramt aufbewahrt wird³². In der Benediktinerkirche findet sich auch ein Gemälde des hl. Karl Borromäus, der in Mailand Maßnahmen gegen die Pest ergriff. Bekannt ist seine Prozession durch die Stadt. Hier ist er betend vor dem Kreuz dargestellt (Bild 4).

Eine Kostbarkeit und hochverehrt ist das Nägelinskreuz im Münster. Als Pestkreuz kann es aber nicht angesprochen werden, aber als 1635 die



Pest geherrscht haben soll, nahmen die Bürger beim Nägelinskreuz ihre Zuflucht. Die legendäre Herkunft bewirkte, dass dem Kreuz Wunderkräfte zugeschrieben wurden. Gefunden wurde es Anfang des 15. Jahrhunderts von dem Bauer Andreas Nägelin aus der Spaichinger Gegend, als er nach Villingen unterwegs war.³³

Nach alter Vorstellung ist eine der Aufgaben von Glocken die Vertreibung der Dämonen. Die Schwingungen der Glockentöne machte es dem Bösen unmöglich sich zu nähern. Das wurde durch Inschriften auf der Glocke erreicht, später auch durch aufgeschweißte Abzeichen z.B. mit Abbildungen von Heiligen. Eine Sonderform der Inschriften war es, das ganze Alphabet auf die Glocke zu prägen. Die einfachste Erklärung dafür ist, dass sich aus allen Buchstaben auch alle Gebete (vor allem der Exorzismus) gegen böse Mächte usw. bilden lassen.

„Daß in Villingen gleich zwei dieser Glocken anzutreffen sind, ist eine absolute Einmaligkeit in Deutschland.“³⁴ Die eine vom Jahr 1305 mit dem gotischen Alphabet hängt im Südturm des Münsters.³⁵ Es fällt schwer sie zu besichtigen, da sie nur durch ein Bodenloch in der Laterne zu erreichen ist. Sie wird nur zur Taufe geläutet.³⁶ So wie das Gebet aus den Buchstaben des ABC entnommen wird und dadurch den Pestdämon vertrieben, wird das Kind durch das Taufgeläute von den bildlich gesprochenen Dämonen in der Taufe befreit.

Die andere machte eine Wanderung von Turm zu Turm mit, bis sie schließlich ihren Platz im Museum fand, auch da wechselte sie vom Rathausmuseum zum Franziskaner-Museum (*Bild 5*).

Diese Glocke hing, seit sie vor oder um 1380 gegossen wurde, auf dem Turm der Altstadtkirche. Am Glockenhals trägt sie ein nicht ganz vollständiges Alphabet, es fehlen die Buchstaben von h bis l und auch das t. Die Vertreibung des Pestdämons durch das Läuten dieser Glocke war die eine Aufgabe, eine andere, die durch die Geschichte bestätigt wird, ist durch ihren Namen „Spendenglöcklein“ bestimmt. Dafür kam sie als „Vigil- oder Vesperglöcklein“ in den Münsterturm. Es ist bereits gesagt worden, dass nach der Pest von 1349/1350 aus der „Elendsjahrzeit-Stiftung“ ein



*Bild 5: „Pestglocke“
aus der Altstadtkirche.*

Brauch hervorging, der eine zweimal jährlich stattfindende Abgabe eines Essens an die Armen der Stadt vorsah. Der „Bettelvogt“ ließ also am 8. September und am 25. März die Glocke als Zeichen für Essensausgabe läuten. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde aus dem Essen eine Brotspende und schließlich später ganz aufgegeben.³⁷

Ins Reich der Sage gehört die Behauptung, am Blutrain würden in einem Massengrab an der Pest verstorbene Soldaten liegen. Als bei Grabungen 1921 und 1925 Knochen entdeckt wurden, kamen verschiedene Deutungen ins Gespräch. Am Blutrain soll bei einem Ausfall der Städtischen während einer Belagerung im Dreißigjährigen Krieg das Blut der Feinde in Strömen geflossen sein.³⁸ Doch Blut ist nicht die Erklärung für den Namen, denn *blutt* sagen die Schwarzwälder im Dialekt immer noch, wenn sie nackt meinen, das heißt also nichts anderes als eine freie Fläche. Die gefundenen Knochen lassen sich denn auch als Alemannen der

Merowingerzeit erklären. Wenn also das Massengrab am Blutrain kein Pestgrab ist: Wo wurden dann die Pestleichen beerdigt? Es gibt darüber keine Auskunft, aber es ist höchstwahrscheinlich, dass der Pestfriedhof bei der damaligen Pfarrkirche, der heutigen Friedhofskapelle, zu suchen ist. Ein Hinweis darauf wäre vielleicht, dass dort im 14. Jahrhundert ein Beinhaus errichtet wurde, weil sonst kein Platz mehr für die neuen und vor allem zu zahlreichen Leichen gefunden worden wäre.³⁹

Eine der sonderbarsten Erzählungen Sebastian Münsters ist eher eine Legende der Pestgeschichte Villingens. Ein wilder Mann soll im Dreißigjährigen Krieg gelebt haben: *Es ist vergangenen jah-*

*ren bey diser Statt in S. Germans Wald gewesen ein wilder vnd gantz viehischer Mann / der ist Sommer vnd Winter gantz nackend gelaffen / sich des Grases vnd Wutzlen beholffen / zu Nacht bey dem Viehe auff Thannenreiß vnd nackend gelegen / hat auß keinem Brunnen sondern auß Mistlachen getruncken. Er hat die Menschen geflohen wie ein wild Thier / ist zu letst an der Pestilentz gestorben.*⁴⁰

Literatur beim Verfasser.

¹ Die hochgestellten Zahlen verweisen auf die Quellen bzw. weiterführende Literatur zur jeweiligen Stelle. Diese Literaturliste kann beim Autor angefordert werden.



Werden Sie Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.



Sie unterstützen damit unsere Arbeit, die Geschichte und Traditionen unserer Stadt zu bewahren und immer wieder neu zu beleben.

Unsere Mitglieder erhalten das Jahreshft „Villingen im Wandel der Zeit“ als Treueprämie gratis ins Haus gebracht.

Auskunft und Anmeldung in der Geschäftsstelle in der Schillerstraße 7 in Villingen
(Telefon 0 7721 / 5 27 12, Telefax 0 7721 / 50 27 12, mail@ghv-villingen.de)
oder bei einem der Vorstands- oder Beiratsmitglieder (siehe Impressum Seite 3).

Homepage: www.ghv-villingen.de

Von der Gießerei zum Hersteller von LED-Straßenleuchten

Peter Geilen

Hitze, Staub und flüssiges Metall – lange Zeit prägten sie die Arbeitswelt von Eisengießerei-meister Willi Hess in seiner 1947 in der Lantwattenstraße, Villingen, gegründeten Gießerei. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft musste er feststellen, dass sein bisheriger Arbeitgeber, die Aluminiumgießerei Villingen, von der französischen Besatzung restlos demontiert worden war. So baute er unter den damaligen Umständen des Tauschhandels seine kleine Gießerei auf. Sein erstes Produkt war ein Waffeleisen, mit dem wiederum andere Produkte eingetauscht werden konnten.

Später wurden für die heimische Industrie unterschiedlichste Produkte, von einfachen Gußteilen bis hin zu Spezialkomponenten gegossen, die beispielsweise in Bäckereimaschinen Einsatz fanden. Gegenüber den großen Konkurrenten konnte die Willi Hess KG nur durch Flexibilität bestehen. 1969 übernahm der in Villingen geborene Sohn von Willi Hess, Gießereimeister Jürgen G. Hess, das Unternehmen mit acht Mitarbeitern. Er hatte die Vision von Unabhängigkeit durch eigene Produkte.

Schon Anfang der 70er Jahre wandte sich Jürgen Hess dem Dekoguss zu. Als erstes fertigte er das Villingen Wappen, es folgten exklusive Wappenteller für Städte und Gemeinden, die durch eigene



Wappenteller der Gießerei Hess.

Vertreter vermarktet wurden. Jürgen Hess produzierte auf Anregung des leider viel zu früh verstorbenen Kreisbrandmeister Kurt Hog den St.-Florian-Wappenteller in verschiedenen Größen. Der weltweit agierende Feuerwehrausstatter Ziegler aus Gingen an der Brenz hatte diesen Artikel bis in die 90er Jahre im Katalog. Hess erhielt für seine Idee – ein magnetisches Schlüsselbrett, eingebettet in einen gegossenen Schlüssel – ein Gebrauchs-



Aus den Anfängen der Gießerei Willi Hess KG in der Lantwattenstraße.



Die erste Straßenleuchte Modell „Villingen“.

muster. Als Werbegeschenk wurde dieses Schlüsselbrett mit Aufdruck immerhin 60.000 mal verkauft.

Das größte Einzelprojekt in jener Zeit realisierte Hess beim Bau des neuen Heilig-Geist-Spitals, eine gegossene Stadtansicht mit dem alten Spital und einer Länge von 13 Metern. Das Gussteil kann heute noch im dortigen Speisesaal besichtigt werden.

1978 suchte die Stadt Villingen-Schwenningen neue Leuchten für die geplante Fußgängerzone in der Villinger Altstadt. Jürgen Hess stellte den Entwurf für eine historische Laterne vor und erhielt von der Stadt den Auftrag. Mit der Leuchte „Villingen“ schlug das Unternehmen seinen neuen Weg als Markenhersteller ein.

Schnell folgten weitere Leuchtenfamilien, aber auch Stadtmobiliar, wie Parkbänke, Papierkörbe und Kanalschachtdeckel mit Wappen. 1979 bis 1985 stellte Hess seine Produkte auf der Südwestmesse aus. Ein Bürgermeister vom Heuberg



Dorfbrunnen aus Aluminiumguß.

bestellte dort den ersten gegossenen Dorfbrunnen. Durch diesen Auftrag wurde Hess in der Kanalgußindustrie bekannt. Die Reisser-Gruppe in Böblingen zum Beispiel, übernahm den Produktvertrieb in zwei Bundesländern.

Durch die dynamische Produktentwicklung wuchs die Mitarbeiterzahl und der Betrieb wurde erstmalig 1986 zur Schlachthausstraße hin mit einer neuen Produktionshalle und Verwaltungsgebäuden erweitert. Ab dann firmierte die Gießerei unter Hess Form + Licht GmbH. Der Vertrieb, insbesondere auch der Export, wurden konsequent ausgebaut. Das erste Exportland war für den frankophilen „Schorsch“ Hess Frankreich, der mittlerweile durch die Guggemusik „Alte Kanne“ stadtbekannt war.

Neben Städten und Gemeinden als potentielle Kunden sprach Hess verstärkt auch Architekten und Planer an. Mit der Einführung von Designer-Kollektionen, allen voran dem Avangardo-Programm Anfang der 90er Jahre gelang der internationale Durchbruch und Hess wurde zum anerkannten Partner von Architekten. Es war auch die Zeit für den Sprung über den Atlantik, Hess gründete eine eigene Produktionsfirma in den USA.

Ende der 90er Jahre war die Mitarbeiterzahl in Villingen auf rund 120 gestiegen und es herrschte ein spürbarer Mangel an Facharbeitern in der Region. Hess beschloss, im sächsischen Löbau eine Produktionsfirma zu gründen, die heutige Hess Lichttechnik GmbH. Aus anfänglich 20 Mitarbeitern sind heute mehr als 100 Facharbeiter geworden. Das Betriebsgelände ist mehrfach erweitert worden und für die moderne Serienfertigung ausgerichtet.

Die Niedere Straße in Villingen wurde 1999 zur Fußgängerzone. Hess installierte das bahnbrechende, blendfreie Lichtsystem „Faro“. Durch das moderne, reduzierte Design lassen die Leuchten den Blick auf die schönen Fassaden der Altstadt zu. Das gleiche System wird 10 Jahre später für die Stadt Houston vorgesehen, die Texaner kaufen 1300 Stück.

Anfang des neuen Jahrtausends entwickelte sich das Unternehmen dynamisch weiter. Das Leuchtenprogramm wurde um das neue LED-Leucht-



Das patentierte Leuchtensystem „Faro“ in der Villingener Niederen Straße.

mittel erweitert. Mit dem Produkt „Millennio“ wird 2002 weltweit die erste normgerechte Straßenleuchte in New York dem Fachpublikum vorgestellt. Außerdem erfolgte der Einstieg in ein neues Marktsegment: die technisch ausgestattete Außenleuchten. Neben den LED-Produkten haben sich diese Leuchten zu einem der Hauptumsatzträger in den letzten Jahren entwickelt.

Der Standort Villingen konnte 2005/2006 durch den Zukauf eines Betriebshofes der Post in der Schlachthausstraße nochmals grundlegend erweitert werden. In Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung war es möglich, auch das Ausstellungsgelände durch Teileinzug der Schlachthausstraße erheblich zu vergrößern. Es entstand der „Schauplatz Hess“ mit über 5000 qm, auf dem rund 300 Produkte ausgestellt sind. Mehr als 1500 Fachbesucher aus dem In- und Ausland werden hier pro Jahr umfangreich beraten. Der Platz ist aber auch Tag und Nacht für die Bürger erlebbar.

Das Unternehmen wurde 2007 in eine familiengeführte Aktiengesellschaft umgewandelt. Mit der Hess AG wurde auch der Führungswechsel einge-

läutet. Christoph Hess ist nun Vorstandsvorsitzender der Hess-Gruppe, Jürgen G. Hess hat sich als Aufsichtsratsvorsitzender aus den operativen Geschäften zurückgezogen. Die Leitung der amerikanischen Tochtergesellschaft führt er weiter fort, und behält seinen zweiten Wohnsitz in den USA.

Das Wachstum der Hess AG beruht nicht allein auf dem stetig steigenden Exportanteil. Auch durch die Übernahme von Wettbewerbern konnten Kunden hinzugewonnen werden. Heute beschäftigt die Hess-Gruppe weltweit rund 430 Mitarbeiter und erwirtschaftet einen Gruppenumsatz von rund 70 Millionen Euro. Neben vorbildlicher Ausbildungspolitik zeichnet sich die Hess AG durch eine faire Personalentwicklung aus. Es gilt als etwas Besonderes, beim „Lampen-Hess“ zu arbeiten.

Im Laufe von dreißig Jahren konnte ein hoher Bekanntheitsgrad auf der ganzen Welt erreicht werden, viele internationale Projekte von namhaften Architekten erstrahlen im Licht der Hess-Leuchten, ob in Amerika, Dubai oder China.

Trotz der Internationalität und den mittlerweile sieben Werken ist die Hess AG in der Region tief



Über 1500 Fachleute aus dem In- und Ausland besuchen den 2006 eröffneten Schauplatz Hess (oben).

Säulenleuchten für den Olympiapark in Peking (unten), die gleiche Leuchtenserie steht in der Villingener Bahnhofstraße und im Kurpark.





Der letzte Guss in Villingen durch Jürgen G. Hess 2008.

verwurzelt. Christoph Hess ist Vorsitzender des Sinfonieorchesters Villingen-Schwenningen und Präsident der Villingen Katzenmusik. Weitere gemeinnützige Vereine und Projekte werden unterstützt.

Es war ein weiter Weg von der Gießerei zur LED-Technologie. Staub, Hitze und glühendes Eisen sind in Villingen passé. Die Gießerei der Hess AG wurde Ende 2008 ausgelagert. Heute sorgen drei eigene Gießereien in ganz Deutschland für die reibungslose Materialversorgung.

Hess ist einer der international führenden Hersteller von gestalteten, energieeffizienten Außenleuchten mit einem breit gefächerten Produktprogramm. Die eigenständige Formensprache und die Qualität haben Hess zu einer internationalen Marke gemacht.



Hess-Leuchten in der Hauptstadt: Außenplatz der O2-World in Berlin.

Villingen und Munderkingen

Bernd Riedel

– eine kurze Geschichte historischer Verbindungen –

Es gibt sicher eine Vielzahl von historischen Verbindungen Villingens mit anderen Orten. Im folgenden soll über Villingen und Munderkingen berichtet werden, zwei Habsburger Städte, mit ähnlicher wechselvoller Geschichte. Bis 1797 war Villingen habsburgisch, wurde 1805 für knapp ein Jahr Württemberg zugesprochen und wurde 1806 badisch. Munderkingen kam nach dem Pressburger Frieden 1805 von Habsburg zu Württemberg.

Munderkingen liegt mit seinen ca. 6000 Einwohner in der Nähe von Ulm an der Donau. Es wurde schon 792 erwähnt und bekam 1230 das Stadtrecht von den Herren von Emerkingen. Noch vor 1297 wurde es an Österreich verkauft, um dann Ende des 14. Jahrhunderts von den Habsburgern an die Truchessen von Waldburg verpfändet zu werden. Munderkingen schloss sich mit den Städten Mengen, Riedlingen, Saulgau und Waldsee, die ebenfalls alle gepfändet waren, zum „Bündnis der Donaustädte“ zusammen. 1680 konnten diese Städte die Pfandherrschaft abschütteln und wieder unter die Habsburger Herrschaft gelangen. Durch die Klöster Marchtal, Zwiefalten und das Franziskanerkloster St. Anna wurde eine bekannte Lateinschule in Munderkingen aufgebaut.

Aus der Veröffentlichung des Stadtarchivs Villingen über „Die Pestflucht der Universität Freiburg“ geht hervor, dass 1493 durch die Verfügung des Kaisers Maximilian 1493 die Universität Freiburg (1457 gegründet von dem Villingener Gelehrten Mattäus Hummel) mit „iren maistern, schulern und all denen, so zu inen gehörend“ in andere Städte u.a. nach Villingen und Munderkingen verlegt werden soll. Villingen war die Stadt, die am häufigsten als Ausweichort der Universität gewählt worden war (1540, 1553, 1610), abgesehen von den eigenen Pestjahren 1510, 1519 und 1530. Freiburg wurde ca. fünf-

zehnmal von Pestwellen heimgesucht. Wie oft Munderkingen als Ausweichuniversität angenommen wurde ist nicht bekannt, bevorzugt waren wohl noch die Städte Mengen, Radolfzell und Konstanz.

Eine etwa zeitnahe Verbindung zu Munderkingen ergibt sich durch die Villingener „Kursener“ (Kürschner)-Familie Almshofer. Diese vermögende Familie ist schon in den Jahren 1431 und 1445 in Villingen als Spender von Almosen genannt.

Aus dieser Familie stammt *Heinrich Almshofer* (ca. 1440–1479). Er war der vierte Chorherr des Praemonstratenserklosters Obermarchtal und späterer Pfarrer in Munderkingen. Seine Spenden „Großer Jahrtag“ (Jahresgedächtnisfeier für die Verstorbenen mit Hl. Messe und Almosengabe) waren bekannt.

Er war ein „wohlgelehrter“ d.h. studierter Pfarrer, eine Tatsache, die in der damaligen Zeit eher unüblich war. So ist sicher auch sein religiös-kulturelles Interesse zu erklären, das in seiner bedeutendsten Spende mündete: „die Munderkinger Passion“ in der damaligen Fürstenkirche St. Dionysius zu Munderkingen

Es handelt sich um 12 gemalte Passionstafeln, die wahrscheinlich von einem gotischen Hochaltar stammen, der in der Barockzeit abgebaut worden war. Sie zeigen im realistischen Stil die Passion Jesus Christi sowie zwei Szenen aus dem Leben des Hl. Dionysius und in Fragmenten zwei weitere Heilige. Dieser Bilderzyklus ist Zeugnis gotischer Tafelmalerei und auf das Jahr 1473 datiert. Der Meister ist unbekannt. Die Tafeln werden der Ulmer Schule aber auch der Kemptener Schule, sowie dem Umkreis des Malers Schongauer zugeschrieben.

Auf dieser Darstellung ist Simon von Cyrene mit deutlich portraithaften Zügen gezeigt, so dass darin das Stifterportrait vermutet werden kann.

(F. Schmid)



Kreuzweg.



*Portrait
des Stifters
Almshofer.*

*Schutzmantel-
christus¹
(rechts).*



Bemerkenswert sind zwei weitere Kunstwerke der Kirche, der spätgotische Schnitzaltar mit dem „Schutzmantelchristus“ und den 14 Nothelfern, sowie das „Chorbogenkreuz“.

Beide Kunstwerke sind später auf 1510 datiert, daher erst nach dem Tod von Almshofer entstanden.

Es ist bekannt, dass die Stifter oft Einfluss auf die jeweiligen Künstler hatten. Villingen, die

Heimat des Stifters Almshofer, hatte u.a. auch kulturelle und künstlerische Beziehungen zu Straßburg (Villinger Münsterchor von der Straßburger Bauschule und der geschnitzten sog. Dauchinger Madonna als Zentralfigur des Villinger Münsters). So ist die Zuschreibung des Munderkinger Schnitzaltars zu einem Künstler der „Oberrheinschule“ naheliegend. (J. Fink)

Es ist auch anzunehmen, dass Almshofer für den Grundgedanken des Altars noch zu seinen Lebzeiten verantwortlich war. Als Praemonstratenser, den augustinischen Regeln gehorchend, und als Anhänger der „Devotio Moderna“, einer theologisch eher neuen Frömmigkeitsrichtung, entspricht die künstlerische Aussage des Altars durchaus dem Grundgedanken des Stifters. (J. Fink)

Die kriegerischen Auseinandersetzungen nach der französischen Revolution 1789 zwischen Frankreich und Österreich bzw. Preußen führten zum Verlust oberrheinischer Gebiete. Frankreich überschritt mit seinen Revolutionstruppen 1796 den Rhein bei Kehl. Im Juli 1796 rückte ein französisches Kommando unter dem General Jordis in Villingen ein. Dieses Kommando zog dann in Richtung Ulm unter Zurücklassung einer kleinen Besatzungstruppe weiter, um bis nach Bayern später vorzustoßen. Auch Munderkingen wurde wie Villingen mehrfach von französischen Truppen belagert.

Diese historischen Begebenheiten hat der schwäbische Mundartdichter *Karl Borromäus Weitzmann* (1767–1828) in seinem bekanntesten Gedicht „Der Ausfall der Munderkinger im Jahre 1798“ verarbeitet. Seine oft auch spöttischen Gedichte sollten die Menschen unterhalten und sie über verschiedene Ereignisse und Persönlichkeiten aufklären. Er hat auch das Libretto für die Oper „Conrad von Schwaben“ von Conradin Kreutzer gedichtet.

Weitzmann war als Sohn eines preußischen Offiziers nach dem Siebenjährigen Krieg nach Munderkingen gekommen und wurde als einer der frühen schwäbischen Dialektdichter bekannt. Der Name einer Schule bzw. einer Straße erinnert an den Dichter in Munderkingen heute noch.

Das sog. Belagerungslied erkor man zum Munderkinger Heimatlied, bevor es dann 1930

Der Ausfall der Munderkinger im Jahre 1798

Auf, auf, ihr Burger, stauhd ins Gewehr!
 D'Franzosa rucket ei,
 Se breachet scho wie's Muather Heer
 Beim Kuglaweth det rei.
 Ihr Burger, fasset Muth und List,
 Sonst goht es hinterfür,
 Verkloibet's Thoar mit Dreck und Mist,
 Und theand da Riegel für!

Der Burgamoister muß vora,
 Potz Stearamordio!
 Er hot en geala Kittel a
 Und Fransa amSchappol
 Und hinter deam wohlweise Roth
 Der Dianer von der Stadt,
 Weil ear da g'wihnta Säbel hot Vom grauße Goliath.

Was d'Veiber sind, dia sitzet jetz
 Uf d'Rothhaus-Miste na,
 Statt ihrem G'schroi und Lumpag'schwätz
 Beat jeda für da Ma.
 Und fällt a Bommakugel gau
 Uf euser Städtle ra,
 So schreiet nur reacht Fuiriau,
 Und br.... drüber na.

Originaltext von K.B. Weitzmann?

auch in das fastnächtliche Liedgut übernommen wurde. Die Verse sind wohl vielfach umgedichtet, mit neuen Strophen versehen und weiterverbreitet worden.

Das Villingen „Burgerlied“ wies bislang in der Literatur weder einen Textdichter noch einen Komponisten auf. Jetzt ist die Herkunft des textlich teilweise umgearbeiteten und erweiterten Villingen „Burgerliedes“ bekannt. Es ist wohl auch der schwäbische Dichter Weitzmann, der die Melodie dazu schuf.

Munderkingen besitzt drei Brunnen, den Markt-, den Dionysius- und den Martinsbrunnen, die bis Ende des 19. Jahrhunderts die einzigen Quellen der Stadt waren. Der Martinsbrunnen steht in der Nähe der ehemaligen Stadtkirche St. Martin, die schon im frühen 19. Jahrhundert profanisiert worden war.

Aus den Ratsprotokollen der Stadt Munderkingen geht hervor, dass 1887 auf Antrag des „Verschönerungsvereines“ der Stadt eine Statue für den Martinsbrunnen geschaffen werden sollte.

Es war der in Munderkingen geborene und in

Villingen lebende Bildhauer und Zeichenlehrer *Anton Engler* (1830–1909), dem dann der Auftrag für die Schaffung einer Sandsteinfigur erteilt wurde. Er schuf die 1,35 m große Martinsfigur auf der Säule des Martinsbrunnen. Die Säule selbst wurde nach dem Modell von Engler durch den ortsansässigen Steinbauer Merkt geschaffen. 1891 waren die Arbeiten abgeschlossen.

Die Figur stellt Martin als einen Soldaten „zu Fuß“ dar und nicht wie häufig „zu Ross“. Er breitet seinen Mantel aus, um das um Hilfe flehende Kind in seine Obhut nehmen. Symbolisch entspricht diese Geste auch dem Geist des „Schutzmantelchristus“. Die Figur wurde später wegen Schäden erneuert, die Originalfigur steht im Rathaus.



Martinsbrunnen

Leider sind die biographischen Daten der Künstlerfamilie Engler sehr lückenhaft. Der Vater Anton war vor seiner Zeichenlehreranstellung an der Oberrealschule in Villingen schon in Ehingen/Donau als Bildhauer und Zeichenlehrer aufgeführt. Er wohnte im Ortsteil Hundesingen. In Villingen wohnte die Familie in der Josefs-Gasse 74 (heute Nr. 11). Außer der frühen Anleitung seines Sohnes Ludwig beim Modellieren und Schnitzen ist nichts weiteres bekannt. So konnte

mit der Gestaltung des Martinsbrunnen das einzige bildhauerische Werk aus der Hand der Englers dokumentiert werden.

Es lag der Versuch nahe noch weitere biographischen Daten zu seinem Sohn Ludwig Engler aufzuspüren, der am 25. 8. 1875 nicht in Villingen sondern in Ehingen/Donau geboren wurde.

In der heimischen Literatur ist L.E. als expressionistischer Maler aufgeführt. Seine kleinformatigen Öl-Bilder, die biblische Motive mit Gesellschaftskritik verbinden, gaben immer Anlass zur Interpretation.

Im Ausstellungskatalog „Beruf: Künstler“ hat Frau Merle schon Interpretationen der Bildinhalte gegeben aber bemerkt: „...“, dass ohne die Entstehungsanlässe konkrete Interpretationen nur schwer möglich sind, und ohne das Wissen um die Gedankenwelt des Künstlers sich seine Werke kaum entschlüsseln lassen“.

Neuere Details aus seiner Zeit in der Münchener Künstlerszene könnten eine neue Interpretationssicht ergeben.

Auf dem abgebildeten Aquarell von 1907 stellt sich L.E. im Selbstportrait fast karikaturhaft als extravagante Künstlerpersönlichkeit dar. Er bezeichnet sich als „der schöne und zufriedene Bildhauer Engler“. Dies mag Ausdruck seiner damaligen Lebenssituation in der Schwabinger Kunstszene gewesen sein.

Er lebte dort von 1907 bis 1914 mit der späteren Frau seines Freundes, des Schriftstellers, Publizisten und „Anarchisten“ Erich Mühsam zusammen.

In dieser linkspolitischen Szene bewegten sich auch Heinrich Mann, Wedekind, Feuchtwanger, der Maler Georg Schrimpf.

In seiner Wohnung Hohenzollernstraße 29 gewährte er dem Publizisten und linken „Arbeiterführer“ Johann Knief 1917/18 bis zu seiner Verhaftung Unterschlupf. Dieser berichtet über Künstlertreffen und Diskussionsabende in Englers Wohnung u.a. auch mit R. M. Rilke.

In den bekannten Kunsthandbüchern wird L.E. vorwiegend als Bildhauer aufgeführt. Sein Werdegang als Bildhauer zunächst über die Anleitung durch seinen Vaters Anton, dann durch

seine Lehre 1891 bei dem Elzacher Bildhauer und Schnitzer Ferdinand Disch (1846–1920). Disch war der dort bekannteste Holzmaskenschnitzer. Leider sind von Engler nur wenige mit L.E. signierte Villingen Narromasken aus Privatbesitz mittlerweile bekannt geworden.

1903 wurde in Feucht b. Nürnberg die katholische Kirche nach Erneuerung des Altbaues eingeweiht. 1904 wurde von der „Gesellschaft für christliche Kunst“ der Auftrag einer Altargestaltung an 33 Künstler vergeben. L.E. wurde für seinen Entwurf (von dem keine Abbildung existiert) mit den Bildhauern Otto Lohr und Josef Fassnacht zu einem der Preisträger. Lohr wurde dann der Auftrag letztendlich erteilt. Die Entwürfe standen in der Kritik, da sie „die Spuren des Herkömmlichen“ verlassen hätten.



*Selbstportrait:
Ludwig Engler
1907*

Auch über seinen Entwurf für ein Gefallenendenkmal in der Gemeinde Mönchweiler ist nichts mehr dokumentiert. Das Denkmal wurde später von dem Villingen Bildhauer Robert Neukum (1882–1971) 1927 nach eigenen Vorstellungen geschaffen.

Es zeigt einen einsamen „getroffenen“ und „betroffenen“ Soldaten als Verkörperung des Leids. Eine „heroische“ und „heldenhafte“ Sichtweise, wie sie damals noch üblich war.

Über seinem Entwurf für dieses Denkmal starb

Engler am 7. 8. 1922 bei Verwandten in Rechtenstein nahe Munderkingen, auf einer Fahrt nach München. Dort sollte er einen neuen Auftrag für ein Denkmal übernehmen. Wie wäre wohl seine in seinen Bildern schon bekannte sozialkritische Schwere in seine Entwürfe mit eingeflossen?

So bleibt der Bildhauer L. Engler weiterhin ein Unbekannter.

Mögen diese Ausführungen ein kleiner Beitrag zur Stadtgeschichte sein und Anregung sein, die Hoffnung auf neue Entdeckungen nicht aufzugeben.

Literatur:

- 1 Brüstle, Hans: Villingen, aus der Geschichte der Stadt, 1971
- 2 Busse, H.E.: Alemannische Volksfastnacht; Vom Bodensee zum Main, Nr. 45
- 3 Dreier, R.-W.: Albert-Ludwig-Universität Freiburg, Schillinger-Verlag, 1991
- 4 Fuchs Dr., J.: Die Pestflucht der Universität Freiburg nach Villingen, 1986
- 5 Fuchs Dr., J.: Pfründ-Archiv Villingen, 1982
- 6 Heinzmann G.: Der Maler und Grafiker R. Ackermann; Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen
- 7 Honold, L.: Robert Neukum, Bildhauer und Maler; Bad. Zeitung 1982
- 8 Merle, Ulla: Beruf Künstler; Herausgeber Stadt Villingen-Schwenningen u. Geschichts- und Heimatverein Villingen
- 9 Müller Prof., M.: Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Baden-Württemberg, 1965
- 10 Schmid, Franz: Munderkinger Passion, Verlag Josef Fink, 2001
- 11 Chronik der Historischen Villingen Fastnacht; Herausgeber: Historische Villingen Narrozunft
- 12 Persönliche Mitteilungen von Frau Elisabeth Claussen geb. Zech, Munderkingen u. Herrn Hoch, Villingen; Mitteilungen der Stadtarchive Villingen, Munderkingen, Ehingen, Mönchweiler, Waldshut, Freiburg u. Franziskanermuseum Villingen, Akte 139
- 13 Internet: (28.05.2008) www.munderkingen.de/geschichte/geschpers.htm
- 14 Internet: (28.05.2008) www.munderkingen.de/tourismus/tourishensw.htm

Literatur zu L. Engler:

- 1 Beutin, W.: Knief oder des großen schwarzen Vogels Schwingen; 2003
- 2 Dressler: Kunsthandbuch, 1930
- 3 Günther, E.: Bayerische Enziane, ein Heimatbuch; Ed. Nautilus; 2005
- 4 Kunst und Handwerk, Bd. 54, 1904; S. 173-175
- 5 Otten, U.: „Den Tagen, die kommen, gewachsen sein“; Die Lebensgeschichte der Zenze Mühsam
- 6 Saur: Kunsthandbuch Bd. 34
- 7 Wikipedia: Erich Mühsam („<http://wikipedia.org/wiki/Erich>“)

¹ F. X. Schmid: Munderkinger Passion.

² (28.05.2008) www.munderkingen.de/geschichte/geschpers.htm

Landwirte erleben die Weite der Erbhöfe

Sabine Streck

Vor 70 Jahren siedeln Bauern aus der engen Innenstadt Auf die Steig /
Tradition lebt weiter

Im Volksmund sind sie als Erbhöfe bekannt, offiziell heißen die landwirtschaftlichen Anwesen Auf der Steig Bertholdshöfe. Vor 70 Jahren wurden die elf Aussiedlerhöfe in Betrieb genommen. Ihre Geschichte und der Grund für die Aussiedlung landwirtschaftlicher Betriebe aus der beengten Innenstadt Villingens sind den Bewohnern der Erbhöfe, die heute meist in der zweiten oder gar dritten Generation dort leben, noch präsent. Im September fand ein internes Fest statt, bei dem sich die Erbhofnachbarn trafen. Ganz anders war dies beim 50-jährigen Bestehen der Erbhöfe 1989. Damals fand ein großer Festakt im Theater am Ring und ein großes Bürgerfest auf den Bertholdshöfen statt.

Heute wird von den insgesamt elf Höfen noch auf vier Voll Landwirtschaft betreiben, die anderen werden entweder als nebenlandwirtschaftliche Betriebe geführt oder anderweitig genutzt. Auf einem wird seit 20 Jahren Pferdezucht betrieben, auf einem anderen Hof ist vor kurzem ein Pferdehalter eingezogen. Wenn sich auch im Laufe der Jahrzehnte einiges geändert hat, so hoffen und wünschen sich die Erbhöfobewohner, dass noch lange landwirtschaftlich geprägte Betriebe hier am Leben bleiben.

Die Geschichte der Erbhöfe hat ihre Wurzeln in der nationalsozialistischen Ideologie. Der Reichsstatthalter in Baden, Robert Wagner, forderte 1934 in einem Schreiben an die „Bürgermeister des



Enge Webergasse: Wie hier in der Webergasse, hatten fast alle Stadtbauern mit beengten Verhältnissen zu kämpfen.



Erbhof: Auf weitem Feld breitet sich einer der Erbhöfe aus, eine neue Zeit konnte beginnen.

Landes Baden“ dazu auf, brachliegendes Land für die Landwirtschaft nutzbar zu machen. Verfügbares Land sollte an Kleinbauern abgegeben werden, um sie zu Vollbauern zu machen. Es sollte auch ungenutzter Boden an Besitzlose gehen, die bereit waren, in Gärten sich das Nötigste zum Leben selbst anzubauen. Je mehr wirtschaftlich selbstständige Existenzen geschaffen würden, insbesondere selbstständiges Bauerntum, umso mehr diene dies einer glücklichen Zukunft des Volkes.

Die Botschaft kam im Villingener Rathaus an. In den Jahren 1935/36 wurde von Bürgermeister Schneider und dem Stadtrat die Aussiedlung der landwirtschaftlichen Betriebe erwogen, was für die damalige Zeit ein ungewöhnliches Ansinnen war. Die wirtschaftliche Situation der Landwirte hatte sich im Laufe der Jahre verschlechtert. Vor allem die Stadtbauern hatten keine Möglichkeit, ihre beengten Verhältnisse zu ändern. Die Ställe waren zum Teil licht- und luftlos, die Straßen und Gassen Villingens zu eng für moderne landwirtschaftliche Fahrzeuge. Die Grundstücke und Felder der Bauern lagen oft über die ganze Gemarkung zerstreut, die Anfahrtswege weit und unwirtschaftlich. Somit war es aussichtslos, den modernen Anfor-

derungen standzuhalten. Die Wirtschaftlichkeit der in der Stadt ansässigen Betriebe konnte nicht mehr aufrechterhalten werden. Insbesondere weiter entfernte Felder wurden nicht mehr mit der nötigen Intensität bewirtschaftet. Deshalb tauschten immer mehr kleine Landwirte ihren Arbeitsplatz mit einem in der Industrie, in der sie schneller und einfacher Geld verdienten.

Infolgedessen wurden immer mehr Pachtfelder angeboten. Die hauptberuflichen Landwirte in der Stadt standen vor der Entscheidung, auszusiedeln und ihre Wirtschaftsfläche zu vergrößern oder weiterhin lange Wege zu den Feldern zurückzulegen. Die badische Landessiedlung stellte schließlich am 21. März 1938 den Antrag, auf dem südöstlichen Gemarkungsteil der Stadt Villingen im Wege der Feldbereinigung und Umlegung 14 Neubauernstellen zu errichten. Beabsichtigt waren zwölf Siedlungshäuser südlich der Schwenninger Straße in vier Gruppen zu bauen. Die zwei restlichen Gebäude sollten östlich beim Zollhäusle entstehen. Dabei handelte es sich um Eindachhäuser mit der Aufteilung in Wohn-, Stall- und Scheunenteil. Der Wohnteil war einheitlich gestaltet, wobei der Ausbau des Obergeschosses



Neue Heimat: Die Gewöhnung an die neue Heimat dauerte nicht lange.

jedem Siedler selbst überlassen wurde. Der Stall bot Platz für zehn Kühe und Bullen, sechs Jungviechern sowie zwei Pferden beziehungsweise zwei Ochsen und Schweinen.

Die Wasserversorgung auf den Bertholdshöfen war gesichert, weil die Stadt 1934 ein Wasserreservoir auf der Wanne gebaut hatte. Das erforderlich Land, eine Fläche von rund 273 Hektar wurde vom Spitalfonds, der Stadt, dem Staatsvermögen und anderen Eigentümern bereitgestellt. Für die aussiedelnden Bauern war die deutsche Siedlungsbank in Berlin und die badische Landessiedlungsgesellschaft zuständig. Der Siedler hatte so die Möglichkeit einer günstigen Finanzierung. Es war eine Anzahlung von 2500 Reichsmark erforderlich und das lebende und tote Inventar.

Der Bürgermeister der Stadt ermunterte die Landwirte 1937 in einem Schreiben, sich an der

Neusiedlung der Erbhöfe zu beteiligen. In erster Linie sollten Villingener Landwirte zum Zuge kommen, erst dann Auswärtige. Es meldeten sich schließlich sechs Villingener Bauern: Verona Weber, Wilhelm Zehnder, August Wildi, Adolf Jäckle, Heinrich Herbst und Emil Sauter. Von auswärts kamen hinzu W. Eichin aus dem Wiesental, E. Stoll aus Schabenhäusern, J. Link aus Tuningen, J. Strohmeier aus Bad Dürkheim, G. Weisser aus Brigach und A. Brugger aus Bräunlingen, der die Siedlungsstelle im Zollhaus erhielt. Im Frühjahr 1939 wurden die Erbhöfe nach und nach bezogen. Am 14. Juni 1939 erhielten sie in Erinnerung an den Stadtgründer, Graf Berthold, ihren Namen. Im Schwarzwälder Tagblatt war am 4. August 1938 zu lesen, dass ein neuer Stadtteil zwischen Villingen und Schweningen entstehe. „Zwölf Erbhöfe sind bereits im Werden, und die betreffenden Gebäude



Maschinen: Der Einsatz moderner Maschinen brachte neue Möglichkeiten und machte die Arbeit effizienter.

Alle Fotos: Archiv Wildi

sind soweit gefördert, dass teilweise die Zimmerleute mit der Aufrichtung des Dachgebälks beschäftigt sind. Die Bauten werden durch die Landesiedlung erstellt, das Gelände hat die Stadt zur Verfügung gestellt zu dem billigen Preis von fünf Pfennigen je Quadratmeter.“

Während und nach dem Zweiten Weltkrieg lebten die Siedler vornehmlich von Milchvieh, Getreide-, Kartoffel-, Gemüse-, Kraut- und Mohn-

anbau. In den 50er-Jahren bis in die 70er hinein war die Kartoffelsaatzucht dominierend.

Wenn der Strukturwandel auch nicht spurlos an den Bertholdshöfen vorüber gegangen ist, ist das Gelände in weiten Kreisen der Bevölkerung als schöner Spazierweg und Jogging-Strecke bekannt und viel genutzt. Und so manch alter Villingener wird sich noch an die Zeiten erinnern, in denen er als Erntehelfer auf die Erbhöfe gekommen ist.

„Viel zu schön um zu zu sein“

Kirsten Bäckermann

Kaiserturm rückt wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit –
Historisches Bauwerk öffnet sich fürs Publikum



Stadtauswärts führt das schmale Tor des Kaiserturm von der Schaffneigasse in die Grünanlagen des Kaiserrings.



Stadteinwärts führt der Weg vom Kaiserring durch den Bogen des Kaiserturm in die Villingener Innenstadt.

1372 als Wachturm auf der bestehenden Stadtmauer errichtet, 1992 bis 1994 liebevoll renoviert, fristet der Kaiserturm seither ein scheinbar unbemerktes Dasein. Das soll sich nun ändern. Die Verwaltung der Stadt Villingen-Schwenningen hat ein Konzept erarbeitet, um den markanten Bau zu vermarkten.

Zum ersten Mal wurden am 19. September 2009 die Türen des Turms am Kaiserring geöffnet, und nicht nur Festliebhaber sondern auch Freunde

des historischen Villingen nutzten die Gelegenheit, das alte Gemäuer zu betreten und nicht zuletzt die Aussicht in rund 30 Metern Höhe zu genießen.

Das Fest habe zwar keine Bedeutung für die Welt, aber eine besondere für die Stadt, betonte Rudolf Topp, Leiter der Marketing und Tourismus Villingen-Schwenningen GmbH (MTVS). Der historische Bau sei ein wichtiger Bestandteil der städtebaulichen Struktur, der wieder stärker ins Bewusstsein gerückt werden solle.



Blick über die Dächer der Villingen Altstadt hinweg von Turm zu Turm: Aus dem Kaiserturm hinüber zum Romäusturm.

Schnupperstadtführungen, Erzählrunden, Turmführungen, Musik und ein kulinarisches Angebot standen auf dem Programm des Kaiserturmfestes. Im Schulterchluss mit den Stadtführern und dem Restaurant Pulvertürmle, das zusammen mit Wein- Riegger Speisen und Getränke zur Verfügung stellte, organisierte die MTVS das Fest rund um und im Kaiserturm. Auf fünf Etagen fanden die Gäste Informationen über die Historie des 31 Meter hohen Bauwerks, das lange Zeit als Wehranlage diente. Seinen heutigen Namen erhielt der Kaiserturm erst Ende des 19. Jahrhunderts anlässlich der Entstehung des zweiten Deutschen Kaiserreichs. Zuvor galt er als „Gerber-, Wachtel- oder Schnabelturm“.

Lange Zeit wurde er als Wohn- und Versammlungsraum genutzt. In jüngster Zeit verirrten sich Besucher nur im Rahmen von Stadtführungen hierher. „Vor allem wenn es kalt war“, griffen die Experten für Stadthistorie gern auf die Möglichkeit eines Abstechers in den Turm zurück, wie Franz Kleinbölting, Sprecher der Stadtführer, berichtete.

Das Kaiserturmfest am 19. September sollte nun



Wie ein trutziger Wächter steht der Kaiserturm, beim Blick von der Gerberstraße aus, in der historische Stadtmauer.

der Auftakt sein für die weitere Vermarktung: Ziel ist laut Topp eine intensivere Nutzung der „kleinen, aber feinen“ Räume. Schon im Frühjahr sei die Idee entstanden, ihn zusätzlich zu den bereits stattfindenden Sektempfängen und Sonderführungen auch für private Feste anzubieten. Geburtstagsfeiern in besonderem Ambiente, Festlichkeiten mit rund 20 Personen schweben den Initiatoren vor.

Das Team des Restaurants Pulvertürmle wird auch dafür ein Catering anbieten und eine Lücke schließen, die die Nutzung des Turms bislang

erschwert: Es mangelt nämlich an sanitären Einrichtungen. Diese finden die Gäste im nahe liegenden Pulvertürmle. Dessen Betreiber, Michael Widlowski, freut sich, zusammen mit der Stadt etwas auf die Beine zu stellen, denn „der Kaiserturm ist zu schön, um zu zu sein“.

Weitere Informationen und Fragen für private Veranstaltungen beantwortet Ursula Simon, Telefon 077 21 / 82 25 25.



Im Inneren des restaurierten Kaiserturms gibt eine Ausstellung Einblick in die Villingener Geschichte.

Fotos: Michael Kienzler



Jetz gucket, de Radmacher Gyxlin Tochtermann,
er reiflet johrelang scho, solang i woefß,
un des scho sit 1562
durch die u'pflascherte „Villinger“ Stroefß.

Doch wi'e der Maa räecht g'hoefße hätt,
des woefß mr hit z'edags nimme.
Nu – er war de Maa vum Gyxlin siere Tochter,
un hät als Wanger au ebbis kinne.

Er hät e Wagerad g'rad selber g'macht
un gli ge Rottwiil triebe,
un dert de Wert vom Rad vuzehrt,
so stoht's i de Anale g'schriebe.

G'stäerkt isch er z'ruck ge Villinge g'reiflet,
mit Mumm un Rad de Weag z'ruck g'legt –
zu gueter Letscht de Stumpe nuff –
scho hätt'r d'Minschterdirm entdeckt.



Hit stoht der Maa uff dem Stock doe obe,
me hätt em den Brunne als Denkmal gäe.
So gilt dem Radmacher no große Ehr,
do ka mr's allewiel no säah.

Kraftvoll grifft er i d'Spoeche ni,
er reiflet ohni Rueh,
un doch isch er bloß hindersche kumme:
Vom „Bottling“ e Shtuck em Rietdor zue.

Ostern 2009

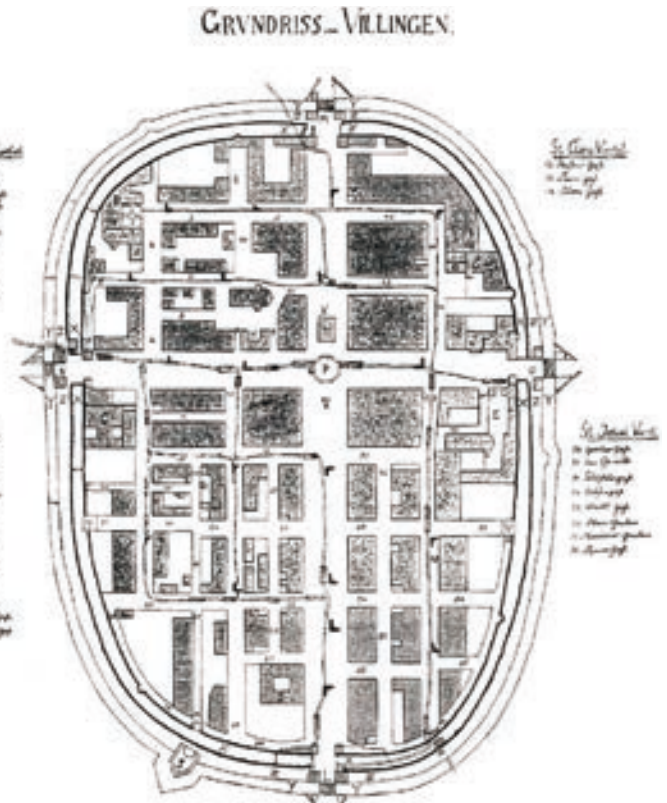
Die Geschichte der Villinger Brunnen ist interessant und verleitete mich dazu, ein paar Dinge hierzu festzuhalten.

Zwei alte Grundrisse der Stadt von 1175 und von 1806 zeigen den Lauf der Stadtbäche und die Standorte der Brunnen in der Innenstadt. Die Stadtbäche waren zugleich Kanalisation und verbreiteten damit einen bestialischen Gestank. Die Brunnen wurden durch Quellen in der Stadt gespeist und dienten nicht nur dazu, den häuslichen Wasserbedarf zu decken, sondern waren auch Viehtränken und dienten zum Waschen der Wäsche. Eine Gesundheitsbehörde, die das Wasser und das Abwasser kontrolliert hätte, gab es damals

noch nicht, was dazu führte, dass viele Krankheiten, wie zum Beispiel auch Typhus, verbreitet wurden.

So schreibt Karl Kretz in seinem „Führer durch die Stadt“ von 1901 unter anderem: „Seitdem die sumpfigen Festungsgräben zugeworfen und in der Stadt eine gute Kanalisation und eine neue Wasserleitung eingerichtet sind, haben sich die Gesundheitsverhältnisse sehr gebessert, und ist namentlich der Typhus, der früher allzu häufig auftrat, fast ganz verschwunden.“

Die in der Stadt installierten Brunnen waren alle ähnlich. Sie bestanden in der Regel aus einem Brunnenstock und einem hölzernen Brunnentrog,



Stadtplan von Martin Blessing 1806.

die später durch die massiven Granitröge ersetzt wurden. Ursprünglich waren die Brunnenstöcke längsseitig des Brunnentroges, heute sind sie fast alle an der schmalen Seite angebracht. Wahrscheinlich wollte man damit die Gehwege verbreitern und den Geschäften die Möglichkeit geben, ihre Waren besser feil zu bieten.

In dem Stadtplan von 1175 sind 19, in dem von 1806 mit dem umstrittenen Marktbrunnen 22 Brunnen abgebildet.

In der Stadt gab es früh, neben wenigen privilegierten Hausbrunnen, in den Gassen und Straßen

28 öffentliche Brunnen. Diese erhielten ihren Wasserzufluss vor allem aus den Quellbereichen nördlich und westlich der Stadt. Die Zuleitung erfolgte mittels Deichelhöhlen (auch: Teichel, Teuchel). Deichel sind bis zu vier Meter lange Rundholzabschnitte, die eingespannt, von den beiden Stirnseiten her mit zwei Meter langen justierten Deichelbohrern „ausgehöhlt“ werden. Anschließend werden sie mit Muffen zu einem Wasserleitungsstrang verbunden.

Verschwunden sind in Villingen: Der umstrittene, 1868 abgebrochene Marktbrunnen, der Stock-



Stockbrunnen in Villingen.

brunnen vor dem Riettor und der Springbrunnen vor dem Bickentor.

Die noch vorhandenen Stockbrunnen finden wir in der

- Bärengasse
- Brunnenstraße
- Färberstraße
- Kanzleigasse
- Niedere Straße
- Obere Straße
- Rietstraße
- Rietgasse
- Warenburgstraße
- Bickenbrücke – kein eigentlicher Stockbrunnen



Alter Radmacher



Wasserspöier



Schrifttafel



Schrifttafel



Neuer Radmacher an neuem Standort



Brunnen der Alt - Villinginerin mit Wappen

Brunnenfiguren

Unter Bürgermeister Dr. Schneider, dem letzten Stadtoberhaupt im dritten Reich, wurde bei vier Brunnen die Brunnenstöcke durch Holzfassungen ersetzt. Mit der Umgestaltung der Brunnen sollte die Stadt verschönert werden. Sie wurden von Eugen Merz, dem Vater des „Schemenpapstes“ Manfred Merz, geschnitzt. Die Figur des Radmachers wurde von Manfred Merz erneuert.

Leider sind im Laufe der Zeit einige Details an den Brunnen verloren gegangen. So fehlen die bei-

den Köpfe am Sockel des Narrobrunnens, die den Kopf des Jeggis darstellten, einmal vor und einmal nach dem Strählen. Ebenso fehlt heute das Stadtwappen am Brunnen der Alt-Villingerin.

Der Auslass der Brunnen war mit einem Wasserspeier versehen, die leider auch alle verloren gingen. Der Brunnen des Radmachers stand früher vor der Drogerie Botting, heute hat er seinen Standort vor der Hofbuchhandlung.

Zwei Brunnen mit Trögen wurden umgestaltet. Der eine steht in der Rosengasse. Die Sandsteinmauernische wurde aus Baumaterial des Gymnasiums erstellt.



Narrobrunnen mit Joggi - Masken



An dem zweiten in der Gerbergasse wurde nachstehende Gedenktafel angebracht und erinnert somit an die wohl dunkelste Geschichte unserer Zeit.



Schrifttafel



Narrobrunnen der am Dreikönigstag feierlich bekränzt und geschmückt wird



Die verschwundenen Brunnen

Der vor dem Riettor gestandene Brunnen war ein Stockbrunnen mit Granittrog.

Vor dem Bickentor war ein Springbrunnen installiert.



Der umstrittenste und geschichtsträchtigste ist der Marktbrunnen. Dazu finden wir die Erläuterung in „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden von 1890“ im zweiten Band, „Die Kunstdenkmäler des Kreises Villingen“:

ÖFFENTLICHE PROFANBAUTEN

Marktbrunnen

Von öffentlichen Brunnen darf erwähnt werden der auf dem Marktplatz. Der Stock hatte vier Röhren, die Schale bildete ein Achteck. *Anno 1554 ... fieng man abn, den neuwen Marktbrunnen zu hawen, und war zuvor ein hiltziner, alda gestanden 50 jar; stuond Sant Christoffel daruff, welcher noch uff den heutigen tag im armbrustschützen - Haus ist* (jetzt in der Alterthumssammlung). (Quellen-sammlung II S. 114). Die steinerne Statue des Königs Ferdinand I. in den 1790er Jahren wurde durch Herabfallen zerstört (Der Kopf in der Alterthumssammlung). Der Brunnen ist in den 1840er Jahren als den Verkehr hemmend beseitigt worden. Zu diesem Marktbrunnen findet man einen Bericht im Südkurier von 1984 und im Jahreshft Nr. XXIII von 1999/2000 des Geschichts- und Heimatvereins.

Die neuen moderneren Brunnen

Altstadtquelle auf dem Friedhof

Badbrunnen im Spitalgarten

Brunnen der Heimatvertriebenen an der Sparkasse

Franziskanerbrunnen am Osianderplatz

Franziskusbrunnen in der Rietgasse

Heid-Brunnen am Heid-Platz (Jahnplatz)

Kneipp-Brunnen in der Bickenstraße

Marienbrunnen am Kloster St. Ursula

Der Münsterbrunnen auf dem Münsterplatz

Spitalbrunnen im Spitalgarten

Altstadtquelle

Die Angaben über die Schüttungsmenge sind nicht einheitlich nach einer Aussage des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg, Freiburg, vom Dezember 1967. Dort heißt es: „Die Friedhofsquelle schüttet nach Angabe des Wasserwerkes Villingen 13 bis 15 l/s.“

Die großzügige finanzielle Zuwendung einer Frau an ihre Heimatstadt verhalf der Quelle wieder ans Licht und schenkt den Friedhofsbesuchern einen gartenkünstlerischen Akzent.

Hilde Maria Amos, Mädchenname Werner, geb. am 13.11.1904, gestorben in Mailand am 6.4.1995, war eine gebürtige Villingerin. Sie war die Enkelin des Carl Werner. Er gründete 1861 die Uhrenfabrik C. Werner, die in den Gründerjahren des 19. Jahrhunderts und der nachfolgenden industriellen Revolution in Deutschland einen steilen Aufstieg nahm. So gesehen gehörte die Familie zu den ersten Adressen Villingens.

Hilde Amos hatte sich, nicht zuletzt über eine Freundin, die Beziehung zur Heimatstadt bewahrt. Auf dem Friedhof blieb das Familiengrab, in dem auch das einzige Kind, ihre erst dreißigjährige Tochter, im Jahr 1965 bestattet wurde. Auch sie wollte hier an der Ostwand des alten Friedhofteils einmal beigesetzt werden. – Erste Gespräche wurden sowohl in Villingen als auch von ihrem Wohnort in Mailand aus geführt.

Über eine Schweizer Bank in Lugano veranlasste sie dann 1975 die Anweisung eines Akkreditivs mit dem Empfänger Stadt Villingen-Schwenningen in Höhe von 200.000 Schweizer Franken. Mit der damit verbundenen Auflage sollte gewährleistet werden, dass nach ihrem Tode die kunstvolle Grabstelle im alten Zustand neu hergerichtet und die dauerhafte Grabpflege besorgt würde. Der weit-aus überwiegende Teil des Geldes sollte über die

Stadtverwaltung an ihre Heimatstadt Villingen gehen.

1995 starb Hilde Maria Amos, ihre Urne wurde von Mailand überführt. Die städtische Verwaltung entschied, das zugewendete Geld für eine Brunnenanlage im Friedhof zu verwenden. Am 8. November 2001, einem regennassen Tag, fand die „Einweihung des Altstadtquellbrunnens“, dessen künstlerischen Entwurf das Atelier Herbert Dreiseitl, Überlingen, geliefert hatte, auf dem Villingener Friedhof statt.



Badbrunnen

Erinnert an die erste öffentliche Badeanstalt, deren Quellwasser heilende Wirkung nachgesagt wurde. Der Brunnen steht im Spitalgarten.



Brunnen der Heimatvertriebenen

Drei rechteckige, behauene und voneinander getrennte Bruchsteinblöcke aus grauem Gneis bilden die über dem Boden schwebende Basis einer Wasserkunst, deren aufsteigender Strahl sich teilt und als zarte Fontänen über eine bronzenne Konstruktion perlt. Diese ist auf jedem der Blöcke eingedübelt und verbindet sie so mit einem Grundgedanken zu einer Einheit. Es ist unschwer zu erkennen, dass die bizarre Metallararbeit, im Kontext mit der auf einer räumlich abgesetzten Bodenplatte eingelassenen Inschrift, eine stilisierte Dornenkrone darstellen soll. Die ist dem Kanon der neutestamentlichen Leidenswerkzeuge Jesu entnommen. Nach den Evangelien ist die Dornenkrone einerseits Teil der Verspottung Jesu, andererseits Symbol des Leidens, das nach dem Glauben Christus für die Erlösung der Menschen auf sich genommen hat. In der gleichnishaften Übertragung wird es zum Kennzeichen des Erleidens der 1945 aus ihrer Heimat der Ostprovinzen Geflüchteten und Verjagten. In diesem Sinne darf es als ein Mahnmal des Gedenkens gelten, das Menschen weltweit verbindet, denen die Furien des Krieges die Heimat raubten. Auf diese Weise ist es in seiner Aussage und der künstlerischen Gestaltung zeitlos gültig.

Das Brunnenwerk wurde 1967 errichtet. Sein Schöpfer war der 1916 geborene und inzwischen

verstorbene Künstler Willi Dorn. Er kam 1946 nach Villingen und lebte zuletzt in St. Georgen.



Franziskanerbrunnen

Der hier geschaffene Brunnen hat keine historische Bedeutung, er soll nur ein Blickfang auf dem Osianderplatz darstellen.



Franziskusbrunnen

Die Entstehung des Franziskusbrunnens geht auf die Initiative vom Lehrer und späterem Schul-

amtsdirektor Heinrich und dem Kunstschmied Walz zurück. Er trägt folgende Inschrift:

O Herr mach mich zum Werkzeug deines Frieden, dass ich Liebe übe wo man sich hasst, dass ich verzeihe wo man sich kränkt, dass sich verbindet wo Streit ist, dass ich die Wahrheit sage wo Irrtum herrscht, dass ich Glaube bringe wo Zweifel drückt.

Dass ich Hoffnung bringe wo Verzweiflung quält, dass ich ein Licht anzünde wo Finsternis regiert, dass ich Freude mache wo Kummer wohnt.

Ach Herr, lass mich trachten, nicht dass ich getröstet werde, sondern dass ich verstehe. Lass mich trachten, nicht dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.

Denn wer gibt, der empfängt. Wer sich selbst vergisst, der findet. Wer verzeiht dem wird verziehen und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.

Franz von Assisi



Heid-Brunnen

Zwei Tafeln an diesem Brunnen geben Auskunft über Josef Heid, dem dieser Platz und der Brunnen gewidmet ist.

Josef Heid 17.11.1882–21.12.1944

Geboren in Stühlingen * verheiratet drei Kinder

1921–1933 Beamter beim Bezirksamt (Landrats-

amt). Seit 1922 Gemeinde- bzw. Stadtverordneter,

Mitglied des Kreisrates. 1929–1933 Landtags-

abgeordneter. Mit Gewerkschaftssekretär Wilhelm

Schifferdecker und Ludwig Übler am 16./17.3.

1933 verhaftet. 1933 vier Monate „Schutzhaft“,

vier Monate im Konzentrationslager Heuberg.

30.5.1933 Entlassung aus dem Staatsdienst. Nach

Stadtverweis der Stadt Villingen ab 1.10.1933 in

Bruchsal. Am 22.8.1944 mit anderen Politikern der Weimarer Zeit verhaftet. Konzentrationslager Dachau * dort am 21.12.1944 umgekommen.

Die 2. Tafel:

Josef Heid

* 17.11.1882 ≈ † 21.12.1944

Stadtabgeordneter 1922–1933

Landtagsabgeordneter 1929–1933

Als SPD-Politiker im 3. Reich verfolgt
1933–1944 verhaftet, Am 22.8.1944 ins
Konzentrationslager Dachau eingeliefert,
dort am 21.12.1944 umgekommen.

Sein Leben und sein Tod
sollen nicht vergessen werden

Die Stadt
Villingen-Schwenningen



Kneipp-Brunnen

Wurde vom Kneipp-Verein unter der Vorstandschaft von Frau Tritschler initiiert.



Eine weitere Tafel erinnert an:

Sebastian Kneipp

1821–1897

10.5.1894 Gründung des Villingener Kneippvereins

26./26.11.1895 Besuch von Pfarrer Kneipp
in Villingen, er wohnte im Kloster St. Ursula

50 Jahre Kneipp-Kurort

1937–1987

Marienbrunnen von Klaus Ringwald

Marienbrunnen – Bickenstraße 25 (V)

Am Ende der gleichnamigen Straße stoßen Bickentor und Kapelle des Klosters St. Ursula aneinander. Jahrhunderte treffen sich: Erhaltene Reste der mittelalterlichen Stadtbefestigung und eine prunkende Barockfassade.

In diese trotz des Verkehrsflusses eher stille Ecke hat Klaus Ringwald einen Marienbrunnen komponiert. Ihn kennzeichnen unterschiedliche traditionelle Elemente: Brunnenfigur, -stock und -schale in originaler Gestaltung. Die krönende Marienstatue orientiert sich am hagiografischen Motiv der Schutzmantelmadonna. Zu ihren Füßen fließen Wasserströme aus drei ornamental geformten Ecken einer oberen Schale, die an Wasserspeier mittelalterlicher Kathedralen erinnern. Zwei Wappen und ein Stadtsiegel schließen den oberen Teil und lassen keinen Zweifel daran, wer sich hier unter den Schutz dieser Patronin, stellt.

Eine zweite, flache, weit einladende Schale fängt den Wassersegen von oben auf und leitet ihn fast unmerklich durch den Brunnenstock zum Boden, wo er einen wallenden Spiegel bildet, ehe er in der Erde verrinnt.

Dreifach spielt Wasser, Element des Lebens, unter dem Schutzmantel der Patronin, deren Namen auch das Münster trägt.

Nicht unerwähnt darf hier der „Wilde Gustel“ bleiben, der sich für diesen Brunnen sehr eingesetzt hatte.



Münsterbrunnen

Eine Beschreibung und Darstellung des Brunnens kann in diesem Bericht entfallen. Hierzu wird auf die ausführlichen Artikel in den Jahreshften Nr. XIV 1989/1990 und Nr. XVII von 1992/1993 des Geschichts- und Heimatvereins verwiesen.

Spitalbrunnen

Die Idee, in den Spitalgarten einen Brunnen zu setzen, stammt vom Stadtarchivar a.D. Dr. Josef Fuchs.

Die Narrozunft sorgte mit ihrem Brauchtumpfleger Bauing. Hansjörg Föhrenbach und einer Spendenaktion für die Realisierung zur 1000 Jahr-

Feier. Der Brunnentrog wurde bei Ausgrabungen in der Backofenfirma Oberle in der Oberen Straße gefunden und im Bauhof aufbewahrt. 1998 erinnerte man sich an den Renaissancetrog, ließ ihn in Überlingen restaurieren und stellte ihn im Spitalgarten auf.



Quellennachweis

Aus folgenden Beiträgen wurden, zum Teil nur Ausschnitte und Bilder übernommen. Die Herausgeber wurden informiert.

Die „Altstadt“-Quelle von Werner Huger, Jahrgang XXIX/2006.

60 Jahre: Heimat unterm Symbol des Leidens, die Redaktion.
Neue Kunst in alter Stadt von Bernhard Fabry.

Die Klosterringschule, eine Grundschule mit Montessorizug, stellt sich vor

„Hilf mir es selbst zu tun“

Heidemarie Weißer
Anja Ruf



Die Klosterringschule liegt seit vielen Jahrzehnten am Rande der Innenstadt an der Stadtmauer. Wer sich mit der Geschichte der Frauen- und Mädchenbildung in Villingen beschäftigt, stößt ganz schnell auf die Klosterringschule.

Die gemeinsamen Wurzeln mit den privaten Schulen St. Ursula begannen im Jahr 1778, bzw. 1782 und reichen weit bis in das letzte Jahrhundert hinein. Die Klosterringschule war als „Maidleschule“ bekannt. Dieses Kapitel wurde im Jahr 1968 beendet. Danach war sie eine große Grund- und Hauptschule mit Mädchen und Jungen.

Am Ende des Schuljahres 2008/09 wurde die Hauptschule geschlossen, weil zu wenig Schüler die Hauptschule in der Innenstadt besuchten. Die Schüler durften sich eine der drei anderen Hauptschulen in Villingen auswählen. Der Abschied fiel allen ziemlich schwer, als das Schuljahr mit dem üblichen Gottesdienst in der Johanneskirche endete.

Die Gründe, die zu dem Rückgang der Schülerzahlen führten waren vielfältig. Zum einen war es die Umstrukturierung der Bevölkerung in der Innenstadt durch die Renovierung der alten wunderschönen Häuser und dem Schaffen neuer hochwertiger Wohnungen. Zum anderen war es der überall stattfindende Geburtenrückgang, den man allgemein beobachten kann. Außerdem wählten

viele Hautschulleitern früher als erwartet die Ganztagschule.

Wir machten uns also schon vor etlichen Jahren viele Gedanken. Wenn wir uns schon nicht zu einer Ganztagschule entwickeln durften, suchten wir nach einem Profil, das Eltern verstärkt ermutigen sollte, ihre Kinder unserer Schule anzuvertrauen.

Unsere zusätzlichen Angebote waren und sind:

- Wir sind ein LRS-Stützpunkt, d.h. Schüler die eine Lese- bzw. Rechtschreibschwäche haben, erhalten zusätzliche Förderung.
- Der Umgang mit Computern wird ab Klasse 1 eingeübt. In jedem Klassenzimmer steht mindestens ein Computer und wir nutzen einen PC-Raum mit 10 Arbeitsplätzen.
- Wir kooperieren mit der Stadtbibliothek und legen großen Wert auf den Erwerb der Sprach- und Lesekompetenz z.B. durch gemeinsame Vorleseprojekte.
- Die Sozialkompetenz verstärken wir durch Übernahme von Verantwortung im Schulhaus, auf dem Schulhof und im Schulgebäude. Außerdem wählen die Schüler ab Klasse 2 ihre Klassensprecher. Regelmäßig wird der Klassenrat einberufen und mehrmals trifft sich die Schulversammlung um Themen zu besprechen, die die Schulgemeinschaft betreffen.
- Unser Musikprofil beinhaltet ab Ende Klasse 1 und das komplette 2. Schuljahr hindurch Blockflötenunterricht. Im 3. und 4. Schuljahr spielen die Schüler, je nach Jahrgang entweder 2 Jahre Klavier oder Geige verbunden mit E-Gitarre. Dies ist nur möglich durch unsere Kooperationspartner:
die Musikhochschule Trossingen mit Frau Gabriele Schatz-Schempp,
die Musikakademie Villingen-Schwenningen mit Frau Cornelia Plantard

die Stadtharmonie Villingen mit Frau Elisabeth Klingele.

- Wir versuchen mehr Bewegung in den Schulalltag zu bringen durch zwei große Pausen mit Bewegungsspielen und Spielgeräten auf dem Pausenhof und durch die Verteilung des Sportunterrichts während der Unterrichtswoche.
- Wir unterstützen bewusste und gesunde Ernährung durch gemeinsames Frühstück vor oder nach der großen Pause.
- Naturwissenschaftliche Experimente, Unterrichtsgänge, klassenübergreifende Projekte sollen bei den Kindern Interesse für den naturwissenschaftlichen und den kulturellen Bereich wecken.
- Ein Grundschulchor trifft sich regelmäßig und bereichert alle schulischen Veranstaltungen.
- Wir bieten Betreuungsangebote an:
Im Rahmen der verlässlichen Grundschule von 7.30 Uhr bis 13.00 Uhr,
die Hausaufgabenbetreuung der Stadt VS in unserem Gebäude von 13.00 Uhr bis 17.00 Uhr.
Seit dem letzten Schuljahr können die Schüler auch ein Mittagessen mit Betreuung bei der AWO einnehmen.

Alle diese Angebote waren uns aber noch nicht genug. Bei einer Prüfung, die ich abnehmen musste, besuchte ich die GHS in Tuttlingen-Nendingen. Diese Schule bot bereits Unterricht nach Maria Montessori in der Grundschule an und wollte diese Lernform auch auf die Hauptschule ausdehnen.

Diese Art des Lernens faszinierte mich. In der Bundesrepublik gab es bereits 2002 950 schulische und vorschulische Montessori-Einrichtungen, davon 250 Grundschulen, aber keine einzige im Schwarzwald-Baar-Kreis. Und so war die Idee geboren, am Klosterring nach Maria Montessori zu unterrichten.

Wer war Maria Montessori?

Am 31. August 1870 wird Maria Montessori als einziges Kind des Finanzbeamten Alessandro Montessori (1832–1915) und seiner aus einer Gutsbesitzerfamilie stammenden Frau Renaldi, geb. Stoppani (1848–1912) in Chiaravalle bei Ancona/Italien geboren.

Sie besucht die sechsjährige Grundschule und danach die naturwissenschaftlich-technische Sekundarschule. Zuerst studiert sie von 1890 bis 1892 Naturwissenschaften und anschließend gegen den Willen ihres Vaters und als erste Frau in Italien Medizin (1892–1896). Sie absolviert dieses Studium und promoviert.

Nach einem Schlüsselerlebnis bei Kindern von Patientinnen in einer psychiatrischen Klinik entwickelt sie ein didaktisches Material nach den Franzosen Itard und Seguin.

Nach der Geburt ihres Sohnes Mario, den sie in die Hände einer Amme gibt, studiert sie Pädagogik und Anthropologie. Ab 1899 übernimmt sie eine Dozentur am Ausbildungsinstitut für Lehrerinnen in Rom. Dort wird unter ihrer Anleitung ihre Methodik zur Erziehung und Unterricht vermittelt.

Die Grundelemente ihrer Pädagogik werden zuerst mit geistig behinderten Kindern durchgeführt. Dann werden ihre Erkenntnisse bei Kindern aus einem eher sozial schwachen Milieu überprüft und angewendet. Die überraschenden pädagogischen Erfolge führen dazu, dass bald das „vornehme Rom“ Einrichtungen dieser Art für seine Kinder fordert. Kinderhäuser nach Montessori „case dei bambini“ werden eingerichtet.

Maria Montessori gibt 1911 ihre Arztpraxis auf. Sie widmet sich der internationalen Verbreitung ihrer Pädagogik. Es werden auf der ganzen Welt immer mehr Montessori-Schulen und Montessori-Kinderhäuser gegründet.

Sie wohnt eine zeitlang in Barcelona. Von dort muss sie 1936 fliehen. Das Franco-Regime ist gegen diese freiheitliche Erziehung von Kindern. Sie zieht nach Amsterdam. Dort, wo totalitäres Denken, sei es faschistisch, sei es kommunistisch vorherrscht, werden Montessori-Einrichtungen verboten und zerstört.

1939 verlässt sie Europa und lebt bis 1946 in Indien – während des 2. Weltkrieges wird sie mit ihrem Sohn von den Engländern als Italienerin interniert.

Dann lebt sie einige Zeit in den Niederlanden, wo sie überraschend am 6. Mai 1952 in Nordwijk aan Zee stirbt.

Grundelemente der Montessori-Pädagogik

„Hilf mir es selbst zu tun“

1. Die sensiblen Phasen

- Wenn ein Kind in die Schule kommt, ist seine soziale Kompetenz bereits entwickelt. Das Kind ist ein aktives Wesen, das seine Fähigkeiten nur im Austausch mit anderen, ihm vertrauten Menschen und mit seiner Umwelt erwirbt.
- Montessori versteht unter sensiblen Phasen bestimmte Zeitkorridore für das Erlernen bestimmter grundlegender Fähigkeiten, d. h. das Kind ist besonders empfindlich für bestimmte Dinge. Es sind Perioden gesteigerter Aufnahmefähigkeit. Sie sind von vorübergehender Dauer. Daraus ergibt sich leider auch die Wahrheit des Spruches: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ In neurobiologischer Hinsicht wurde der Wahrheitsgehalt dieser Volksweisheit und der Beobachtung Maria Montessori auf vielfache Weise bestätigt.
- In der Entwicklung des Kleinkindes von 0 bis ca. 6 Jahre lassen sich gut beobachten
 - < die Sensibilität für Bewegung und Sinnesindrücken verbunden mit dem Verlangen, seinen Willen in Taten umzusetzen.
 - < die Sensibilität für Ordnung und Suchen nach Orientierung
 - < die Sensibilität für den Erwerb der Sprache und die Anpassung an den geistigen Lebensraum, der durch die Sprache erzeugt wird.
- Diese Phasen werden und müssen besonders im Elternhaus und dann eventuell später in einem „Kinderhaus“ (Kindergarten) beachtet werden.
- In der Schule, also im Alter des Kindes ab ca. 6 Jahren bis zur Pubertät, kommen weitere sensible Phasen hinzu.
 - < das Bedürfnis nach Erweiterung des Aktionskreises
 - < das Bedürfnis, die Vorstellungskraft zu üben, Kulturtechniken zu erwerben und Naturphänomene zu erforschen.
 - < das Bedürfnis nach Orientierung in moralischen und sozialen Fragen.
- Eine Schule nach Montessori beinhaltet einen internationalen Standard, d. h. alle Montessori-Schulen auf der ganzen Welt sind sich sowohl

vom verwendeten Unterrichtsmaterial als auch von der Art des Unterrichtens sehr ähnlich.

2. Die Polarisation der Aufmerksamkeit – Konzentration

- Darunter versteht Montessori die Bündelung aller leib-seelischen Kräfte, die dazu führt, dass man sich selbstvergessen in eine Arbeit versenkt. Schon kleine Kinder können sich in dieser Weise konzentrieren. Erstmals beobachtete sie dies in ihrem ersten Kinderhaus in San Lorenzo in Rom. Ein Mädchen wiederholte die Übung mit den sogenannten „Holzblockzylindern“ viele Male und war dabei über einen längeren Zeitraum so versunken in ihre Tätigkeit, dass es Ablenkungsmanöver nicht bemerkte und sich durch nichts stören ließ. Ohne erkennbaren äußeren Grund beendete das Kind dann seine Handlung und wirkte anschließend glücklich und ausgeglichen.
- Aktives Verstehen wird als Stärkung der Persönlichkeit und als Kraftzuwachs erlebt. „Es geht mir ein Licht auf!“ Mit dem vertieften Verständnis einer Sache erschließt sich ein Stück Lebenswirklichkeit.

3. Die vorbereitete Umgebung

- Es ist in der heutigen Pädagogik außer Freiarbeit einer der am häufigsten zitierten und verwendeten Begriffe ohne der Angabe der Herkunft von Montessori.
- Es sind drei Aspekte wichtig.
 - < die entspannte Lernumgebung, in der sich das Kind wohlfühlen und selbstständig arbeiten kann
 - < die Bereitstellung von entwicklungsangemessenem Material
 - < die Lehrerpersönlichkeit als Gesprächspartner, Former und Pfleger der vorbereiteten Umgebung
- Zur vorbereiteten Umgebung gehört das gesamte nach pädagogisch-psychologischen Gesichtspunkten arrangierte Inventar und das didaktische Material. Alle Arbeitsmaterialien sind für alle Kinder offen zugänglich.
- Die Schule soll nach Montessori der Ort sein wo das Kind seine Freiheit erlebt.
- Sie sieht in dem Zueinander von Umgebung, die zu einem freien selbstverantworteten Handeln

- auffordert und als solche vorbereitet sein muss, und der Würde des Kindes einen eindeutigen Zusammenhang.
 - Zusammengehören vorbereitete Umgebung, Freiheit, Disziplin und Ordnung.
 - Vorbereitete Umgebung bietet dem Kind Gestaltungsspielraum für den Umgang mit anderen Menschen, mit Gegenständen, mit sich selbst. Die Grenzen des Gestaltungsspielraumes sind die Bedürfnisse der anderen Menschen.
 - Ordnung schafft Zuverlässigkeit – Zuverlässigkeit schafft Sicherheit – Sicherheit ermöglicht die verantwortliche Wahrnehmung der Angebote.
 - Für die Einrichtung des Klassenzimmers bedeutet das, dass die Montessori-Materialien und die anderen Unterrichtsmaterialien geordnet sind nach Bereichen und nach Schwierigkeiten. Die Kinder werden in die Ordnung eingeführt und halten sich daran auch beim Aufräumen.
 - „Diene der Ordnung, so dient die Ordnung Dir!“ Was Augustinus formulierte gilt als Unterrichtsprinzip für die Montessori-Klassen.
4. *Das Arbeitsmaterial nach Maria Montessori*
- Ein Teil der vorbereiteten Umgebung sind die methodischen und pädagogischen Materialien. Sie bestehen aus dem geordneten Angebot der Dinge, die für die Bewältigung des täglichen Lebens notwendig sind, aus Entwicklungsmaterialien für die Sinne, Sprachmaterial, mathematisches Material, Material zur kosmischen Erziehung, an Anregungsmaterialien für musisches Tun und Erleben. Eigenmaterialien der Lehrkraft für bestimmte Themen ergänzen das Lernangebot. Montessori bezeichnet ihr Arbeitsmaterial als „Entwicklungsmaterial“ mit dessen Hilfe das Kind seine geistigen Energien entwickeln kann. Gleichzeitig beeinflusst es die Kinder zum selbständigen Lernen und regt zur Aktivität an.
 - < Es hat einen hohen Aufforderungscharakter, ist qualitativ hochwertig und solide verarbeitet, gleiches gilt für die verarbeiteten Rohstoffe.
 - < Es ist in seinen verschiedenen Bereichen logisch und schlüssig aufgebaut.
 - Das Material muss außerdem
 - < dem kindlichen Verständnis angepasst sein
 - < den Forschungstrieb befriedigen,
 - < die Vorstellungskraft des Kindes entwickeln,
 - < über das Studium des Details eine Vision des Ganzen vermitteln,
 - < zu geistiger Disziplin und zu geordneten Kenntnissen führen,
 - < eine selbständige Fehlerkontrolle ermöglichen.
 - Die Einführung eines für das Kind neuen Materials erfolgt gewöhnlich als „Einzellektion“, d. h. die Lehrerin setzt sich daneben und erklärt ihm mit Worten und Handlung, wie das Material zu handhaben ist. Dies benötigt Ruhe und Zeit. Jedes Material ist in der Regel nur einmal vorhanden.
5. *Die Freiarbeit*
- Der zentrale Begriff der Montessori Pädagogik ist die Freiarbeit. Sie beginnt im Kinderhaus (Kindergarten), eigentlich schon früher im Elternhaus bzw. in der Frühbetreuung. Sie ist für sie eine grundlegende Lernform, die die unterschiedlichen Fähigkeiten und Interessen durch weitgehende Individualisierung fördert. Arbeit ist für sie vor allem Arbeit an sich selbst, als ein elementares Bedürfnis des Menschen. In diesem Sinne bezeichnen wir es heute als Selbstverwirklichung.
 - Die Freiarbeit wird durch gebundenen Unterricht in bestimmten Fächern (bei uns Englisch, Musik, Kunst, Sport und Religion) ergänzt.
 - In der „vorbereiteten Umgebung“ haben die Kinder einen relativ großen Freiheitsspielraum. Jedes Kind kann wählen
 - < was und womit es sich beschäftigen will,
 - < an welchem Platz es arbeiten will,
 - < mit wem es arbeiten will
 - < wie lange es an einer Sache arbeiten will.
 - Dabei sind natürlich Regeln einzuhalten. Die Kinder müssen sich verständigen, wer mit welchem Material wann arbeiten darf und niemand darf bei seiner Arbeit gestört werden.
 - Die Schüler lernen dabei
 - < sich selbst einzuschätzen
 - < ihre Zeit einzuteilen
 - < ihren eigenen Lernstil zu finden
 - < Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen.
 - Der Schweizer Psychologe Jean Piaget hat der

Vorstellung ein Ende bereitet, dass Kinder bereits mit ähnlichen Denkstrukturen wie Erwachsene auf die Welt kommen. Seine Forschungsergebnisse führten zu der Erkenntnis, dass das Gehirn sich stufenweise entwickelt. Die grundlegende Auswahl der Montessori-Materialien und ihre Pädagogik entsprechen diesen Forschungsergebnissen, obwohl Piaget zu seinen Erkenntnissen erst später kam.

- Aufgrund von Erfahrungen anderer Montessori-Schulen besteht die Gewissheit, dass sich die Kinder, sofern nicht physische oder psychische Schädigungen vorliegen, allseitig, d. h. in allen seinen Bereichen entwickelt. Kinder, die Hilfe benötigen, erfahren Unterstützung bei der Wahl einer Tätigkeit durch die Lehrkraft.

6. Die veränderte Rolle der Lehrkraft: Lernbegleiter und Lernberater

- Eine wesentliche Bedingung für die Förderung von selbsttätigem und eigenverantwortlichem Lernen ist eine veränderte Rolle der Lehrkraft oder

allgemeiner betrachtet, eine veränderte Haltung der Erwachsenen gegenüber dem Kind und dem Jugendlichen. Sie ist gekennzeichnet durch Respekt vor der Persönlichkeit und dem Vertrauen in die dem Kinde vorhandenen individuellen Entwicklungskräfte.

- Die Lehrkraft stellt die vorbereitete Umgebung bereit. Sie benötigt eine kritische Selbstreflexion und die beobachtende Distanz des Erwachsenen. Fehler und Probleme werden als notwendiger Teil des Lernprozesses betrachtet und nicht geahndet, sondern analysiert und als Grundlage für die Fortentwicklung genutzt.

- Hier sind zehn Leitsätze die für Lehrer und Eltern gelten, damit die körperliche und geistige Entwicklung im Sinne der Montessori-Pädagogik erfolgreich unterstützt werden kann.

1. Zulassen und nicht hindern
2. Fördern und nicht irritieren
3. Beobachten und nicht gängeln
4. Hilfe geben, wenn erwünscht und notwendig
5. Klarheit schaffen durch Einfachheit und nicht Verwirrung durch ein Vielerlei
6. Sachbezogenheit statt Willkür

7. Richtig vormachen statt korrigieren

8. Leise und wenig sprechen statt laut und viel

9. Die kleine Ordnung zu einer großen Ordnung machen

10. Geduld und Zeit haben aus Respekt vor dem Kind: Ungeduld und Eile verringern den Respekt vor dem Kind.

- Somit erhält eine Lehrerin, die nach Montessori unterrichtet, in einer Montessori-Klasse eine stark beobachtende Rolle. Sie bleibt im Hintergrund und ist zur Stelle, wenn man sie braucht. Sie behandelt die Kinder freundlich und mit Respekt. Aufgrund ihrer Beobachtungen ergänzt sie die Lernumgebung und gestaltet ihre Hilfen für die einzelnen Kinder. Sie führt über jedes einzelne Kind ein Lerntagebuch, in dem die Lernschritte und Lernziele aufgeführt sind. Individuelle Lernzielkontrollen werden durchgeführt, das bedeutet, dass die Kinder dies nicht im Gleichschritt sondern zu unterschiedlichen Zeiten erledigen.

- Es ist also ein Abschied vom lehrerzentrierten Unterricht, von dem Verständnis, dass die Lehrkraft sich als dominant steuernd und als Organisator des Lernprozesses begreift.

- Dies bedeutet für alle Beteiligten eine Neudefinition ihrer Rolle und eine echte Herausforderung.

Auf dem Weg zu einer Regelschule mit Montessori-Zug

Gleichzeitig mit der Auflösung unserer Hauptschule begannen wir Ende des Schuljahres 2008/2009 unser erstes Montessori-Klassenzimmer einzurichten. Montessori nennt diesen Arbeitsraum „Vorbereitete Umgebung“ – was bedeutet, dass das Klassenzimmer sehr strukturiert eingerichtet ist und den Kindern viele unterschiedliche Arbeitsmaterialien zur Verfügung stellt, mit denen sie ihrem Lernstand entsprechend arbeiten können. Im Klassenzimmer selbst ist das Material nach Fächern geordnet. So gibt es mehrere Regale mit Materialien zum Mathematik-, Deutsch- und MNK-Bereich (Inhalte aus dem früheren Sachkundeunterricht). Innerhalb eines Regales ist das



Material nach Schwierigkeit geordnet. Dabei ist jedes Material nur einmal vorhanden, so dass ein Wettbewerbscharakter vermieden wird. Das Material selbst ist sehr ansprechend und fordert geradezu zum „Begreifen“ und zum „Handeln“ auf. Es ist vor allem im mathematischen Bereich sehr gut strukturiert und beinhaltet meist eine Selbstkontrolle. Uns war es wichtig, von Anfang an hochwertiges Material bereitzustellen, damit diesem Anspruch genügt wird. Ergänzend dazu haben wir auch vieles selbst hergestellt.

Da die Kinder aus unterschiedlichen Kindergärten zu uns kommen und sehr unterschiedliche Erfahrungen mit freier, eigenverantwortlicher Arbeit haben, werden sie in den ersten Schulwochen langsam an die Freiarbeit herangeführt. Diese Phase wird behutsam bis auf zwei Schulstunden pro Tag gesteigert. Die Kinder dürfen sich in dieser Zeit ihr Material, ihre Partner und den Ort an dem sie arbeiten frei auswählen. Ebenso bleibt ihnen weitgehend selbst überlassen, wie lange sie an einer Arbeit bleiben.

In der Montessori-Klasse arbeiten die Kinder lehrgangs unabhängig. Für den Deutschbereich bedeutet dies, dass die Kinder in Anlehnung an Jürgen Reichens „Lesen durch Schreiben“ schreiben und lesen lernen. Sie bekommen gleich zu Anfang der 1. Klasse eine Anlauttabelle ausgehängt und lernen, damit umzugehen. Um die Tabelle anschaulicher zu machen ist jedes Tier-Anlautbild als kleine Figur vorhanden. Tiere sprechen Kinder sehr an und durch den handelnden Umgang können sich die Kinder schnell die Zuordnung von L wie Löwe o.ä. merken. Sobald sie das Prinzip der Tabelle verstanden haben, können sie eigenständig kleine Wörter und Sätze aufschreiben. Das Lesen erfolgt nach einiger Zeit sozusagen nebenbei. In diesem Stadium spielt die Rechtschreibung noch keine Rolle – es geht zunächst um das lautgetreue Schreiben. Nach und nach lernen die Kindern dann mit Hilfe des Systems der Freiburger Rechtschreibschule (FRESCH), dass es verschiedene Vereinbarungen hinsichtlich der Rechtschreibung gibt.

Im mathematischen Bereich finden die Kinder ein gut strukturiertes Material vor, mit dem sie sehr früh schon ein Gespür für große Zahlen bekommen und handelnd alle vier Grundrechenarten erfahren können. So bietet zum Beispiel das goldene Perlenmaterial die Möglichkeit einmal einen Einer in der einen Hand zu halten und in der anderen einen Hunderter oder gar Tausender. Schnell wird da ein Unterschied klar, den sich viele nicht sehr gut vorstellen können. Auch im geometrischen Bereich machen sie früh grundlegende Erfahrungen. In der „geometrischen Kommode“ finden sie zum Beispiel geometrische Grundformen, die sie begreifen und ihren Umrissen zuordnen können. Oder sie machen mit den „geometrischen Körpern“ erste Grunderfahrungen, welche Körper rollen und welche kippen können um dann auch deren Namen kennenzulernen. Dabei bleibt es oft nicht nur bei Begriffen wie Würfel oder Quader. Viele Kinder können schon sehr früh Körper wie die Pyramide oder den Ellipsoid benennen. Zu den

meisten Materialien stellt die Lehrkraft bei Bedarf Zusatzmaterialien wie Arbeitsblätter oder ein kleines Arbeitsheft oder eine -kartei zur Verfügung.

Im naturwissenschaftlichen Bereich erarbeiten sich die Kinder zum Beispiel Grundbegriffe über den Aufbau einer Blüte am Modell, lernen Land- und Wasserformen an einem Globus mit speziell aufgerauter Oberfläche kennen oder machen eigenständig kleine Versuche zu verschiedensten Fragestellungen.

Erfahrungen mit Zeit werden mit Hilfe einer Tages- und einer Jahreskette „greifbar“ gemacht und ein Überblick über geschichtliche Zusammenhänge kann mit dem Material der 10000-Jahrkette erfahren werden. Mit diesen Materialien werden Stunden, Monate oder Jahre jeweils mit Perlen dargestellt, so dass man sich ein Bild davon machen kann, wie lange zum Beispiel die Römerzeit zurückliegt, wie lange sie gedauert hat und was in dieser Zeit wesentlich war.

Damit die Kinder eigenständig arbeiten können,





ist ein hohes Maß an Selbstdisziplin und Ruhe notwendig. Diese Ruhe entsteht nicht von allein sondern muss geübt werden. Die Kinder haben deshalb immer wieder die Möglichkeit, in regelmäßigen durchgeführten Stilleübungen, Stille zu erfahren und zu üben. Dies sind kleine meditative Elemente, die immer wieder in den Unterricht eingebunden werden wie zum Beispiel eine „stille Minute“ in der die Kinder einfach ganz still auf die Geräusche in der Umgebung achten oder ein Kreis, in dem eine Kerze von Hand zu Hand weitergegeben wird, ohne dass sie tropft. Die Kinder genießen diese ruhigen Momente sehr und erfahren so, dass Stille sehr wohltuend ist. Nach einer gewissen Zeit fordern sie diese dann auch selbst ein.

Da die Kinder wenn sie in die Freiarbeit eingeführt sind selbständig arbeiten, ändert sich die Rolle der Lehrkraft sehr! Eine ihrer Hauptaufgaben ist es, das Klassenzimmer so vorzubereiten, das jedes Kind ein seinem Entwicklungsstand und Lerninteresse angemessenes Material vorfindet. Während der Freiarbeit selbst führt die Lehrerin

die Kinder in neue Arbeitsmaterialien ein, berät unschlüssige Kinder, lenkt den Lernprozess bei schwächeren Kindern und beobachtet sehr viel.

Als staatliche Schule sind wir dem Lehrplan verpflichtet, was unter anderem bedeutet, dass die Kinder auch Noten bekommen. Allerdings werden Tests nicht in der Klassengemeinschaft geschrieben, sondern die Kinder entscheiden innerhalb einer bestimmten Zeitspanne selbst, wann sie bereit sind, einen Test zu einem bestimmten Thema zu schreiben. Diese Vorgehensweise nimmt einen Großteil ungesunden Leistungsdruck von den Kindern.

Bei unserer Arbeit ist uns folgendes Zitat Maria Montessoris zum Leitsatz geworden:

„Die Freiheit unserer Kinder hat als Grenze die Gemeinschaft, denn Freiheit bedeutet nicht, dass man tut, was man will, sondern Meister seiner selbst zu sein.“

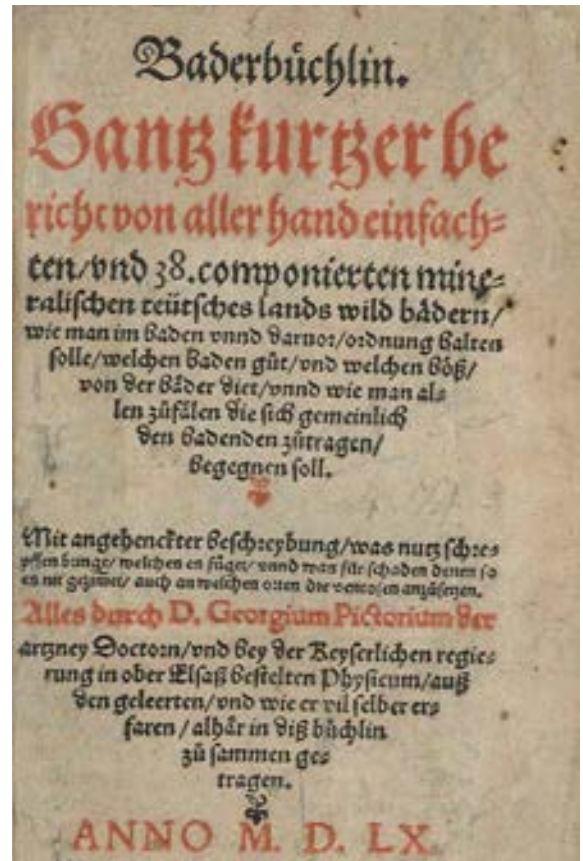
Literatur beim Verfasser

Stadtarchiv erwirbt Erstaussgabe des Bäderbüchleins von Dr. Georgius Pictorius

Heinrich Maulhardt

Das Stadtarchiv konnte 2009 ein wertvolles Werk des gebürtigen Villingers Dr. Georgius Pictorius aus dem Jahre 1560 erwerben. Es ist damit das fünfte Buch des Autors, das sich in der umfangreichen Fachbibliothek des Stadtarchivs befindet (siehe: www.villingen-schwenningen.de/Wissenschaftliche-Spezialbibli.2947.0.html). Er behandelt darin in neun Kapiteln ausführlich allgemeine Badevorschriften und im 10. Kapitel beschreibt er einzelne Bäder, darunter das „Neuenbad“ in Villingen, das Bad im benachbarten Schwenningen aber auch heutige Kurorte mit Weltruf wie Baden-Baden, Bad Ems und Wiesbaden sind darunter. Anschließend gibt er medizinische Ratschläge und Indikationen, wovon sich mehrere arabische Mediziner als Autoritäten finden, die er zitiert. Das erworbene Exemplar stammt aus der Bibliothek des bedeutenden Botanikers und Arztes Christoph Jacob Trew (1696-1769), dessen gestochenes Exlibris sich auf der Rückseite des Titelblattes befindet. Trew übergab seine mit 34 000 Bänden wohl umfangreichste naturkundliche Bibliothek jener Zeit 1768 der Universität Altdorf, die 1809 aufgelöst wurde. Es sind weltweit nur 10 Exemplare der Erstaussgabe des Buches im Internet nachgewiesen.

Als Georg Maler erblickte der Autor in Villingen um 1500 das Licht der Welt, besuchte die Klosterschule der Franziskaner und ging als 19-Jähriger an die Universität nach Freiburg. Dort studierte er „Artes liberales“, promovierte in Medizin und führte dann auch seinen latinisierten Namen Dr. Georgius Pictorius. 1540 wurde er von der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim zum obersten Sanitätsbeamten bestellt. Er war ein umfassend gebildeter Mensch seiner Zeit, kannte die Schriften des Hippokrates oder Galens und wie das Literaturverzeichnis im Buch nachweist alle



Badefachleute der Antike und des Mittelalters. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Schriften, die in Latein verfasst sind, hat Pictorius mit dem Bäderbüchlein einen Führer für das breite Publikum auf Deutsch geschrieben. Besonders hebt Pictorius sein Heimatbad, das neue Bad in Villingen hervor:

„Es quillt bei der Stadt Villingen ein recht nützlicher Brunnen mit Namen Neuenbad; obwohl das Wasser Schwefel mit Alaun enthält, ist es doch nicht warm, sondern man muss es anwärmen; die Ursache dafür ist, dass die Minera, über die das

Von dem Neuwenbad.
Es quillt an der statt Dillingen
 ein vast nutzlicher brun den man
 heisset das Neuwbad / vnd wie
 wol er schwäbel mit alun halt / so ist
 er doch nit warm / sonder man muß
 in wermen / vmb der vsach willen dz
 die minoer über die er fließet so weit
 von seinem quall / dan er vnder dem
 erdrich auß einē berg alda / Haubē
 ¶ ij

Von den Bädern
 loch genant fließet / vñ ist sein hilff /
 thut der schwäbel / wie Galenus leert /
 zu stercke die müde glid : dan er trüct
 net die feuchten neruen / ist nutz der
 läber / dem milz / vnd magen / ledi-
 get alle vnreinigkeit der haut / vnd
 verereipt denn kramppf / macht wol
 durstig aber gut gesellen löschend /
 disem bad zu lieb solt mancher weit
 harkomen / dan die narung ist so ü-
 berflüssig dz einen die wal treipt ob
 er visch / fleisch / oder wildprat habē
 wolle / vñ wiewol da kein weyn wach-
 set / so trincket man doch den besten /
 bleibt nit bey einerley. Dz wür ghus
 so dem bad das nächste / heisset zu d
 Mohrin / vnd rieffet der wür seinem
 gast mit disen worten:
 Diuertere huc hospes melius diuertere non est,
 Hic bene dormitur, pascitur & bibitur.

Georgius Pictorius, Baderbüchlin. Mühlhausen, 1560, Blatt 31.

Wasser fließt, so weit von seiner Quelle entfernt sind; es fließt nämlich unter dem Erdrich eines Berges, der hier Haubenloch heißt, hindurch.

Das Wasser mit seinem Schwefel hilft, wie Galen lehrt, die müden Glieder zu stärken; dann trocknet es die Feuchte der Nerven, nützt der Leber, der Milz und dem Magen, beseitigt alle Unreinheiten der Haut, vertreibt den Krampf, macht recht durstig, aber gute Gesellen helfen dagegen. Diesem Bad zuliebe sollte mancher weit herkommen, zudem die Verpflegung so überreich ist, dass einem die Wahl plagt, ob man Fisch, Fleisch oder Wildbret essen soll. Und obwohl hier kein Wein wächst, so trinkt man doch den besten und es bleibt nicht bei einem. Das Wirtshaus, das dem Bad am nächsten liegt, heißt ‚Zu der Mohrin‘; mit diesen Worten ruft der Wirt seinen Gast:

Komm' besser hier herein, Gast, etwas anderes zu suchen bringt nichts, hier schläft man gut, isst gut und trinkt gut.“ (Badenfahrbüchlein. Nachdruck des Werkes von D. Georgius Pictorius aus dem Jahre 1560. Freiburg 1980, S. 75–76).

Pictorius wirbt vollmundig für das Bad seiner Heimatstadt wie es heute ein Marketingexperte kaum besser machen könnte. Er hat wohl selbst darin gebadet und ist überzeugt von der Qualität des Wassers. Über die angebliche Heilkraft des Wassers und die Ansichten Pictorius hat Werner Huger im Jahresheft IX (1984, S. 21-28) einen größeren Aufsatz geschrieben und herausgefunden, dass das Wasser vom Hubenloch „aus heutiger Sicht als mineralarm und für heutige Zwecke bedeutungslos bezeichnet werden“ kann. Die Quelle lokalisiert er auf dem Gelände der heutigen Industrie- und Handelskammer.

Mit dem Bäderbüchlein hat Pictorius seinen Zeitgenossen eine Anleitung zum rechten Gebrauch der Heilbäder gegeben und zugleich als Führer zu den beliebten Badeorten seine Heimatstadt Villingen überregional bekannt gemacht.

Auswanderung nach Nordamerika im 19. Jahrhundert an ausgewählten Villinger Beispielen

Ute Schulze

Im 19. Jahrhundert kehrten viele Menschen der alten Welt den Rücken und suchten ihr Glück in Amerika. Gründe hierfür waren u.a. das Fehlen einer beruflichen und sozialen Perspektive in der Heimat, politische Gründe (z.B. nach 1848/49), Aussicht auf Heirat vor allem für ledige Mütter, Straffälligkeit.

Zur Auswanderung war eine Genehmigung notwendig. Man musste die Staatsbürgerschaft und das Bürgerrecht aufgeben. Hatte man die Erlaubnis nicht vor der Abreise eingeholt, gab es die Möglichkeit, dies nachträglich zu tun. Kam man dem nicht nach, hatte dies gegebenenfalls den Einzug des vorhandenen Vermögens zur Folge. So geschah es beispielsweise im Fall der 1853 unerlaubt ausgewanderten Anna Maria Maier, deren verbliebenes Vermögen 1862 eingezogen wurde.¹

Aus Villingen wanderte man ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vorzugsweise über Le Havre nach Nordamerika aus. Agenturen boten Passagen an, die die Reisenden am Rhein übernahmen. Von dort ging es nach Köln, von wo aus man per Bahn über Paris nach Le Havre fuhr, oder nach Rotterdam, von dort ging es mit dem Dampfschiff Richtung Le Havre. Die Agentur „Eintracht“ bot zusätzlich die Möglichkeit mit der Eisenbahn über Kehl, Strasbourg und Paris oder über Mannheim, Ludwigshafen und Forbach nach Le Havre zu gelangen. Die Postschiffe verkehrten regelmäßig an festgesetzten Terminen. Die Überfahrt von Le Havre nach New York dauerte i. d. R. 25–30 Tage auf dem Postschiff. Dabei waren dies häufig noch Segelschiffe. Die Kosten für die Fahrt Mannheim – Köln – Le Havre – New York betragen für Erwachsene über 10 Jahren ohne Proviant 66 fl. (Gulden) mit Proviant 85 fl., für Kinder von 6–10 Jahren ohne Proviant 53 fl. mit 72 fl. und für Kinder von 1 bis unter 6 Jahren ohne 52 fl. mit 62 fl. Die Route Kehl – Strasbourg – Paris – Le

Havre – New York kostete für Erwachsene ohne 67 fl. mit 86 fl., Kinder 51 bzw. 70 fl., Kleinkinder 50 bzw. 60 fl.

Pro Passagier rechnete man für die Fahrt Havre – New York: an Nahrungsmitteln 14 Pfd. Zwieback, 14 Pfd. Schinken oder geräuchertes Fleisch, 2 Pfd. Salz, 5 Pfd. Reis, 140 Pfd. Kartoffeln (oder 30 Pfd. Hülsenfrüchte), 5 Pfd. Mehl, 4 Pfd. Butter, 2 l Essig.

Weitere Ausrüstung war pro Person im Hafen zu beschaffen: „1 Strohmatten nebst Kissen, 1 Decke, 1 Paar Betttücher, 1 Kochtopf, 1 Schüssel, 1 Wasserflasche, Teller, Messer, Gabel und Löffel, 1 Waschschüssel, 1 Trinkbecher, 1 Nachtopf“. An Gepäck durfte man mitnehmen: 2 Zentner (Personen über 10 Jahre), 1 Zentner (Personen unter 10 Jahren).²

War man am Hafen angekommen, musste man unmittelbar vor der Einschiffung noch wesentliche Dinge regeln. So hatte man sich im Hafen zunächst einmal bei dem für die Befrachtung des Schiffes zuständigen Expedienten (Reiseagent) melden, hier erhielt man auch Auskunft über den voraussichtlichen Zeitpunkt der Reise. Die Vertragseinhaltung des Agenten wurde von den Passagieren quittiert: „Havre, den 19. April 1854. Herrn Eduard Reef in Wolfach! Wir unterzeichneten Auswanderer aus



den Aemtern Wolfach, Waldkirch, Villingen (Großherzogthum Baden) und Schramberg (Königreich Württemberg), bezeugen hiermit, daß wir mit dem Akkord, welchen wir mit Ihnen abgeschlossen haben, auf das vollkommenste zufrieden sind. Unser Vertrag wurde in allen Theilen auf's Gewissenhafteste erfüllt.“³

Die Agenten wandten sich vor allem an die Gemeinden. Diese stellten häufig finanzielle Hilfen bzw. zahlten die Kosten ganz. Letzteres erfolgte v.a. bei Personen, die man aus dem eigenen Gemeinwesen entfernen wollte (z.B. Straffällige oder sozial Schwache). Dies wird z.B. in einem Schreiben der Regierung des Seekreises in Konstanz an die Bezirksämter vom 25. Januar 1850 deutlich. Darin wird die Unterstützung von Auswanderern mit einer Summe von 100 Gulden pro Kopf als Chance dargestellt, „wodurch sich die Gemeinden armer arbeitsfähiger Leute entledigen können“. Daraus geht indirekt auch hervor, dass ein Überangebot an Arbeitskräften bestand, weswegen „Arme“ der Gemeinde zur Last fallen würden. Dieses Reskript berichtet auch von der Deutschen Gesellschaft in New York, die sich dort um die Einwanderer kümmerte. Die Information sollte aber nicht über das amtliche Verkündigungsblatt an die interessierten Gemeinden gegeben werden sondern „intern“, was wiederum den Wunsch nach Diskretion gegenüber der Öffentlichkeit ausdrückt.⁴

In Villingen hatte man eine Kommission gegründet, die die Bedürftigkeit der Antragsteller auf Unterstützung überprüfte. Ein Gutachten von 1851 z.B. kam zu dem Schluss, dass die meisten der Antragsteller selbst nicht genügend Mittel hätten oder sie sich verschaffen könnten, um aus eigener Kraft die Auswanderung bezahlen zu können. Man schlug daher 12 Familien mit insgesamt 31 Personen (16 Erwachsene, 15 Kinder) vor, die dabei unterstützt werden sollten. Zu den 8 Parteien, die nicht für die Auswanderung vorgesehen wurden, gehörte Franz Wittmann, Uhrmacher, mit Frau und 4 Töchtern (1/2 – 5 Jahre alt). Dieser hatte in seinem Antrag geschrieben: dass er aufgrund der schlechten Berufslage als Uhrmacher der Stadt früher oder später zur Last fallen würde,

„auch liegt es in der Möglichkeit, da Bittsteller und seine Frau ein jedes erst 30 Jahre alt ist, daß sich ihre Kinderzahl noch vermehre und somit die Last für die Gemeindekasse sich steigere“.⁵

Bei der Kostenübernahme für ledige Mütter spielte eine Rolle, ob diese eventuell über eigene Mittel verfügten oder die Familie helfen konnte oder nicht. So entschied der Gemeinderat für die 39-jährige Anna Konstanzer 1856, ihr 50 Gulden zur Auswanderung mit ihrem Kind nach Pennsylvania zu gewähren. In den Staaten wollte sie den Vater ihrer unehelichen 21 Monate alten Tochter Maria Anna heiraten. Der Mann, Uhrmacher Benedikt Feuerstein aus Nußbach, hatte dort eine Werkstatt eröffnet. Dem Paar war es weder in ihrer noch in seiner Heimatgemeinde gelungen, das Bürgerrecht zu erlangen, was wiederum zur Etablierung eines Geschäfts nötig gewesen wäre. Ausschlaggebend für den positiven Bescheid der Stadt Villingen war die Überlegung, dass man die Tochter andernfalls bis zu ihrem zwölften Lebensjahr mit 26 Gulden jährlich hätte unterstützen müssen.

Manchmal wurde auch erwogen, Kinder eventuell nicht mit in die neue Welt zu nehmen. Dies war 1862 im Fall der Karoline Waßmer so. In ihrem Gesuch schrieb sie, die beiden Kinder Josef (Jahrgang 1859) und Theresia (geb. 1861) sollten bei „ordentlichen Leuten in Verpflegung und Erziehung gegeben werden“, würde die Stadt ihr keine Unterstützung gewähren, so dass sie die entsprechenden Nahrungsmittel für die Kleinkinder während der Überfahrt bestreiten könnte. Karoline Waßmer erhielt die nötige Unterstützung zur Auswanderung durch die Kommune. Sicher war auch ein Grund dafür, die Fürsorge für die Kinder schnell und kostengünstig zu lösen. Außerdem hatte die Antragstellerin für ihre eigene Ausrüstung Hilfe von ihrer Schwester in Aussicht.

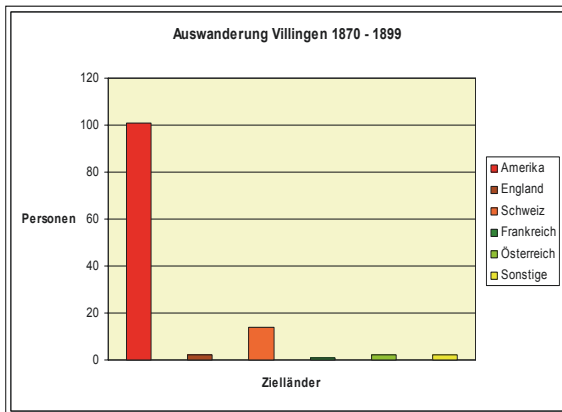
Auch entlassene Strafgefangene ließ man gern ziehen. Sie hatten kaum eine Chance wieder ein Auskommen zu finden. So schilderte es auch Ernst Otto Schilling, der wegen Diebstahls 6 Monate inhaftiert war. Auch hier übernahm die Stadt Villingen einen Anteil von 50 Gulden an den Kosten.⁶

Ein weiterer Auswanderungsgrund konnten politische Aktivitäten sein. Im Fall des ehemaligen Lehrers Karl Huber aus Villingen kam noch hinzu, dass er und seine Frau kein Bürgerrecht besaßen.⁷ Der Lehrer hatte sich nirgends als Bürger eingekauft. Da Huber 1845 zum Zeitpunkt der Heirat mit Magdalena Hils im Schuldienst war, hätte er am Ort Bürgerrecht beantragen können und müssen. Die Stadt Villingen bescheinigte darüber hinaus, dass Huber nicht heiratsberechtigt gewesen sei. Trotzdem wollte man die Auswanderung finanziell unterstützen, sollte sich auch die Heimatgemeinde seiner Ehefrau (Kappel am Rhein) beteiligen. Es folgte ein reger Schriftverkehr über eine Kostenübernahme. Schlussendlich bewilligte die Stadt Villingen für Huber und seine Familie 200 Gulden. Wie war es aber überhaupt zu der verfahrenen Situation gekommen?

Karl Huber war 1849 aus dem Schuldienst entlassen worden, weil er sich an der Revolution

1848/49 beteiligt hatte und sich zeitweise in die Schweiz verfügt hatte, während seine Frau mit den Kindern in ihrem Heimatort war. 1851 übte er also seinen Beruf nicht mehr aus und hielt sich und die Familie mit Klavierstimmen und Klavierreparaturen über Wasser. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie waren schlecht, der Mietzins für die Wohnung in Villingen blieb unbezahlt und wurde von der Stadt beglichen. Auch für Kleidung und Ausrüstung zur Auswanderung besaßen sie kein eigenes Geld. So blieb ihnen quasi nur noch der Neuanfang in Amerika.

Insgesamt ist abschließend noch zu sagen, dass Nordamerika spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Auswanderungsland Nummer eins war. Von 1846 bis 1870 waren es noch 98 Personen gewesen, die es dorthin zog. Eine Statistik der Jahre 1870 bis 1899 zeigt, dass in diesem Zeitraum 101 Menschen dorthin abwanderten. Für die Schweiz gibt es 14 Nennungen, Österreich und England folgen mit je zwei. Außerdem ging 1882 der 18-jährige Wilhelm Oberle nach Oran in Algerien, ein Jahr später der Kaufmann Gustav Ummenhofer nach Südafrika.⁸



¹ SAVS Best. 2.2 Nr. 6843.

² SAVS Best. 2.2 Nr. 6842.

³ Herbert Beha: Auswanderung seit dem Auswanderung seit dem 18. Jahrhundert, in: Obereschach. Geschichte und Gegenwart, Villingen-Schwenningen: Kuhn, 1997 (Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. 7), S. 52 und 55.

⁴ SAVS Best. 2.2 Nr. 6842.

⁵ SAVS Best. 2.2 Nr. 6841.

⁶ SAVS Best. 2.2 Nr. 6843.

⁷ SAVS Best. 2.2 Nr. 3700.

⁸ SAVS Best. 2.2 Nr. 6844.

Im Jahre 1810 wurde die 1774 entstandene Bürgermiliz aufgelöst und durch ein Bürgermilitär ersetzt, dem eine Musik angegliedert war. Es handelte sich um ein freiwilliges Militärcorps mit einer Grenadierkompanie, einem Füsiliercorps und einem Kavalleriecorps mit Musikkapelle. Die Geschichte der Historischen Bürgerwehr und der Stadt- und Bürgerwehrmusik ist auch ein Stück Stadtgeschichte von Villingen. Zusammen mit der Historischen Narrenzunft, der sie eng verbunden sind, sind sie die ältesten „Vereine“ der Stadt, die Tradition und Brauchtum pflegen, dabei mit beiden Beinen in der Gegenwart stehend, ohne die Zukunft mit ihren Aufgaben, wie die Einbindung und Ausbildung unserer Jugend, zu vernachlässigen. Darüber hinaus repräsentieren diese altherwürdigen Institutionen die Stadt auf hervorragende Weise im In- und Ausland. Dass Geschichte lebendig bleibt, ist eine der wichtigen Aufgaben, der wir uns stellen. Bereits seit 2007 laufen hinter den „Kulissen“ die Vorbereitungen für das Jahr 2010. Eröffnet wird das Jubiläumsjahr im Januar mit einem Konzert des erstklassigen Jugend-Landesblasorchesters Baden-Württemberg. Ende März wird eine Sonderausstellung Exponate der Bürgerwehr und Stadtmusik Villingen im Franziskaner-Museum zeigen. Am 24. April 2010 findet der große Festakt im Franziskaner-Konzerthaus statt, dem sich am 25. April ein feierlicher Gottesdienst im Münster mit Bürgerwehren und Trachtengruppen

anschließt. Die Stadt- und Bürgerwehrmusik zählt zu den ältesten Orchestern im süddeutschen Raum, weshalb sie im Mai Wertungsspiele für hochkarätige Blasmusikorchester ausrichten wird. Höhepunkt des Festjahres wird sicherlich das Zähringerfest sein, zu welchem über 3000 Teilnehmer von Bürgerwehren, Trachtengruppen und Musikkapellen aus Deutschland und der Schweiz erwartet werden. Viele Bürgerinnen und Bürger werden sich noch an das Zähringerfest im Jahre 1978 erinnern. Es war eines der schönsten – wenn nicht das schönste Stadtfest der Vergangenheit. Zusammen mit den großen Vereinen aus Sport und Kultur starten wir eine Neuauflage. Die gesamte Vorbereitung und Durchführung dieses Ereignisses wird von diesen Vereinen ehrenamtlich geschultert. Mit dem traditionellen Jahreskonzert und einem Sonderkonzert für alle Sponsoren klingt das Festjahr im November aus. Zu all diesen Veranstaltungen ist die Bevölkerung herzlich eingeladen. Unter dem Titel „Pulverdampf und Bläserklang“ erscheint im November 2009 das große Festbuch zum Jubiläum zusammen mit einer CD, die einen Querschnitt des musikalischen Könnens von Großem Orchester und Spielmannszug – einschließlich des Großen Zapfenstreichs – widerspiegelt. Ein Geschenktip für alle geschichtlich und musikalisch interessierten Bürgerinnen und Bürger, die dieses 200jährige Jubiläum hoffentlich auch ein wenig mit Stolz erfüllt.

Agenda 200 Jahre Stadt- und Bürgerwehrmusik

9. Januar 2010 Konzert Jugend-Landesblasorchester
Neue Tonhalle
26. März bis 25. April Ausstellung Franziskaner Museum
Bürgerwehr und Stadt- und Bürgerwehrmusik
24. April 2010 Festakt im Franziskaner-Konzerthaus
Stadt- und Bürgerwehrmusik und Bürgerwehr
evtl. mit Ausstellung
1. und 2. Mai 2010 Musikwettbewerb für Höchststufen-Orchester
in der Tonhalle Villingen
25. bis 27. Juni 2010 200 Jahre Bürgerwehr und Stadt- und Bürgerwehrmusik
mit den gr. Vereinen
In der Villingener Innenstadt-Festmeile,
Gottesdienst im Münster am 27.6.,
Zähringer-Treffen etc.
12. November 2010 Sponsorenkonzert
im Franziskaner-Konzerthaus
13. November 2010 Jahreskonzert
im Franziskaner-Konzerthaus,
Abschlußveranstaltung



Villingen-Schwenningen – Eine Filmreise in die Vergangenheit

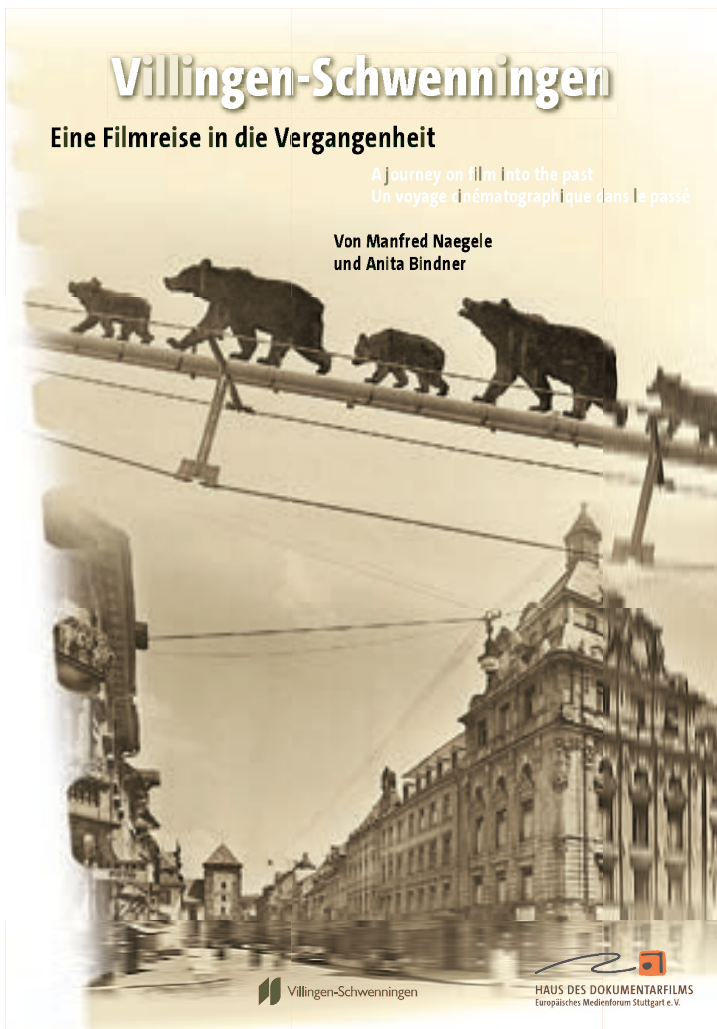
Heinrich Maulhardt

Unter diesem Titel präsentiert das Stadtarchiv Villingen-Schwenningen ab November 2009 eine unterhaltsame Filmchronik zur Stadtgeschichte. Für diese Filmreise sind zahlreiche unbekannte oder in Vergessenheit geratene Filmschätze zusammengefügt worden. In 45 Minuten spannt sie den Bogen von den 1920er Jahren bis in die Gegenwart und berichtet auf unterhaltsame Weise

über große und kleine Ereignisse der Stadtgeschichte, Freizeit und Privates, Produkte und Prominente, gute und schlechte Zeiten der Städte Villingen, Schwenningen und Villingen-Schwenningen.

Produziert wurde die Filmreise vom Haus des Dokumentarfilms, Stuttgart, im Auftrag des Stadtarchivs Villingen-Schwenningen, das das Projekt beratend begleitet hat. Filmautor ist der frühere Kulturchef des SDR-Fernsehens Manfred Naegele.

Die unterhaltsame Filmdokumentation richtet sich an alle, die sich für Villingen-Schwenningen interessieren, junge und ältere Einwohner, Zugewanderte und Ausgewanderte, städtische Urgesteine und Neubürger. Sie ist auch als DVD mit drei Sprachfassungen – Deutsch, Englisch, Französisch – für 14,95 Euro ab Mitte November 2009 erhältlich.



Kontakt:
Stadtarchiv
Lantwattenstr. 4
78050 Villingen-Schwenningen
Tel.: 07721-821814
Fax: 07721-821817
stadtarchiv@
villingen-schwenningen.de

Zurück in geweihter Erde:

Verschollene Gebeine aus dem Münsterboden wieder aufgetaucht und beigesetzt.

Redaktion

Die archäologischen Grabungen im Villingener Münster 1978/79 erbrachten den Hinweis auf 494 Bestattungen, die allerdings über die Jahrhunderte hinweg durch Mehrfachbelegungen der Grablagen vielfach gestört wurden. Sie wurden damals von einem Fachmann anthropologisch und auf paläopathologische Spuren untersucht. Die Gebeine wurden danach zwar an verschiedenen Orten gelagert, mußten aber inzwischen als verschollen gelten, wie der Geschichts- und Heimatverein in seiner Jahresbroschüre XXXI/2008 festgestellt hat. Im November 2008, also nach fast 30 Jahren, wurde zu aller Überraschung ein Teilverbleib einer ersten Ladung von 17 Kisten bekannt. Sie waren von einer Privatperson jahrelang auf einem Dorf bei Villingen bei einem Landwirt gelagert worden und tauchten danach aktuell in Nordstetten auf. Im Januar 2009 wurde der Verbleib weiterer 9 Kisten an einem anderen Standort bekannt. Sie waren dort seit rund 10 Jahren deponiert. Die Kisten waren als Sonderanfertigung rund 1,5 m

lang und hatten eine Basis von rund 60 mal 40 cm. Jetzt wurden das Städtische Friedhofsamt, das Stadtarchiv, der Geschichts- und Heimatverein und die Münsterpfarre aktiv. Allen war es ein Anliegen, dass die Gebeine, sittlicher und religiöser Norm folgend, wiederum christlich eingesegnet, geweihter Erde übergeben werden sollten. Das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg erklärte sein Einverständnis zu einer pietätvollen Sekundärbestattung in geweihter Erde. Das Grünflächen- und Umweltamt leistete dazu aufwändige und wertvolle logistische Arbeit. Auf dem Villingener Friedhof wurde eine rund 25 qm messende Grube ausgehoben, um für die 26 Kisten mit den Gebeinen einstmaliger Bürger Platz zu schaffen. Es erfolgte die Umbettung und am 22. Januar 2009 die priesterliche Einsegnung durch den Münsterpfarrer und Dekan Josef Fischer. Eine entsprechende Grabplatte wird das Gedenken bewahren und so mögen die Gebeine ihre endgültige Ruhe finden.



Foto: Dr. Heinrich Maulhardt

Das Vereinsjahr 2009 begann mit einer Führung mit Anita Auer durch die Schwarzwaldsammlung des Franziskaner Museums.

Zuversichtlich und mit guten Perspektiven geht der Geschichts- und Heimatverein Villingen (GHV) in das 41. Geschäftsjahr seit seiner Wiedergründung im Jahre 1969. In der gut besuchten Jahreshauptversammlung wählten die Mitglieder Günter Rath, der seit 1992 ununterbrochen an der Vereinsspitze steht, einstimmig wieder zum Vorsitzenden. Auch Schatzmeister Hasko Froese wurde einstimmig in seinem Amt bestätigt. Zügig und harmonisch ging die Mitgliederversammlung in Hotel Diegner über die Bühne.

Der GHV konnte auf ein erfolgreiches Vereinsjahr 2008 zurückblicken und eine insgesamt positive Bilanz vorlegen.

Zusätzlich ins Programm aufgenommen wurde ein Besuch der Städtischen Galerie in Schwenningen zur Ausstellung „Gao Xingjian – Tuschkmalerei von 1983 bis 1993“. Die Kunsthistorikerin Ursula Kohler führte wiederum in herausragender Weise durch diese Ausstellung.

Marianne Kriesche referierte in einem viel beachteten Vortrag über die Zittauer Fastentücher und bewies mit ihrem Vortrag, dass sie sich in diesem Thema bestens auskennt.

In einer gemeinsamen Veranstaltung mit dem



Ganz Biberach liegt den Villingern zu Füßen ...

Stadtarchiv präsentierten Edith Boewe-Koob und Heinrich Maulhardt kostbare Handschriften, die 500 bis 1000 Jahre alt sind. Edith Boewe-Koob stellte die Ergebnisse ihrer über 10 Jahre alten Forschungsarbeit vor.

Dem Riesen Romäus aufs Dach stiegen über 50 Interessierte zusammen mit unserem Ehrenmitglied Werner Huger, der sich seit vielen Jahren intensiv mit dem Bauwerk Romäusturm und dem Mythos des Villingener Lokalhelden befasst. Huger erklärte die Baugeschichte des Turms und seine Bedeutung als Wachturm. Auch die abenteuerlichen Geschichten, die von dem Lokalhelden erzählt werden, kamen nicht zu kurz.

Adolf Schleicher führte in bewährter Weise etwa 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der Fußwallfahrt sicher auf den Dreifaltigkeitsberg.

Jürgen Muff zeigte bei seiner Radtour rund um Villingen Bekanntes und Unbekanntes aus der Geschichte.

Mit vielen neuen Erkenntnissen kehrten die Teilnehmer der Tagesexkursion in die oberschwäbische Kreisstadt Biberach an der Riß nach Villingen zurück. Immer wieder stellten sie Parallelen mit der Geschichte unserer Heimatstadt fest und zeigten sich u. a. auch beeindruckt von dem gut funkto-

nierenden Zusammenleben der beiden großen Konfessionen. Über 360 Jahre nutzen katholische und evangelische Christen die Kirche St. Martin gemeinsam und beweisen damit gelebte Ökumene. Nicht viele der Teilnehmer wussten, dass beide Städte eine eng miteinander verbundene Vergangenheit haben: Sie sind in etwa gleich alt, gehörten beide zum Hause Habsburg, litten unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges und haben ein gut erhaltenes Stadtbild. 1805 fiel Villingen an Württemberg und Biberach wurde 1802 badisch. Dieser Zustand wurde dann 1806 durch Gebiets-tausch behoben.

Ganz Biberach liegt den Geschichtsfreunden aus Villingen hier zu Füßen (*Bild linke Seite*)! Im Museum für Geschichte und Kunst erklärte eine Stadtführerin (ganz rechts) an einem sehr anschaulich gestalteten Modell Anlage der Historischen Altstadt und beleuchtete dabei auch die Geschichte der ehemaligen freien Reichstadt. Zweiter von rechts ist unser Mitglied Georg Schuhbauer, der die Fahrt seiner Villingener Landsleute mustergültig organisiert hatte.

Eine schöne Woche erlebten rund 50 Mitglieder bei der großen Jahrestagsexkursion nach Vicenza, Verona und Sirmione am Gardasee mit Stand-



Trotz einiger Regenschauer ein großartiges Erlebnis: Oper Carmen in der Arena von Verona.



Ein Kleinod am Kaiserstuhl: Kirche St. Michael in Oberrottweil erklärt von Dekan Josef Fischer.

quartier in Montegrotto Terme. Vicenza ist vor allem bekannt durch seine Schmuckwaren und Bekleidungsindustrie und weist eine große Anzahl von Palazzi aus dem 15.–18. Jahrhundert auf, von denen die bekanntesten von Andrea Palladio stammen, dem bedeutendsten Architekten der Renaissance in Oberitalien. Auch das Teatro Olimpico, das erste nachantike freistehende Theatergebäude Europas, ist ein Werk Palladios.

Ein Höhepunkt der Reise war auch der Besuch der Oper Carmen in der Arena von Verona.

Ein Kleinod zwischen Schwarzwald und Bodensee besichtigten 60 Mitglieder am Kaiserstuhl mit Dekan Josef Fischer. Mit ausgezeichnetem Fachwissen und großer Begeisterung zeigte Pfarrer Fischer Kostbarkeiten seiner früheren Wirkungsstätte, den sieben malerischen Dörfern, die sich 1975 auf Grund der Verwaltungsreform zur Großgemeinde Stadt Vogtsburg zusammengeschlossen hatten. Die Kirche St. Michael in Niederrotweil gilt als das älteste erhaltene Gotteshaus der Landschaft am Kaiserstuhl. Neben der besonderen Aufmerksamkeit, die dieser Kirche

geschenkt wurde, galt das Interesse auch der Landschaft und den in ihr lebenden Menschen ebenso wie dem Städtchen Burkheim. Auch eine zünftige Weinprobe durfte nicht fehlen.

Auf markanten Spuren von Kurfürsten und Bischöfen bewegten wir uns bei unserer kleinen Exkursion in die alte Residenzstadt Aschaffenburg. Historie, Architektur, Kunst und Kultur vergangener Zeiten begegneten uns auf Schritt und Tritt. Beherrscht wird das mittelalterliche Stadtbild vom monumentalen Renaissancebau des Schlosses und der Stiftsbasilika, in der wir mit Matthias Grünewald einem der ganz Großen der deutschen Malerei begegneten, dessen „Beweinung Christi“ zu dessen bedeutendsten Werken gehört. Ein weiteres Juwel der sakralen Kunst ist auch das ottonische Kruzifix aus dem 10. Jahrhundert. Beim Besuch des Pompejanum wurden die Besucher dann ins alte Rom zurückversetzt. Für Entspannung sorgte eine rund 90-minütige Schifffahrt auf dem Main, die die Kulisse Aschaffenburgs noch einmal eindrucksvoll vor Augen führte.



Kleine Jahresexkursion nach Aschaffenburg: Gruppenbild vor der Stiftsbasilika.



Ein sakrales Schmuckstück in der Umgebung ist das aufwändig restaurierte Jakobsminster in Titisee-Neustadt: Altdekan Kurt Müller war wieder einmal sach- und fachkundiger Reiseführer.

Am Samstag, 12. September führte Altdekan Kurt Müller durch das aufwändig renovierte St. Jakobsmünster in Titisee-Neustadt und die Klosterkirche in Friedenweiler.

Pfarrer Müller erwies sich wieder einmal als überaus kompetenter Führer und zeigte in beeindruckender Weise, wie gut sakrale Kunst in der näheren Umgebung, im Schwarzwald, vertreten ist und wie viele Parallelen zur heimischen Kirchengeschichte aufzufinden sind.

Werner Echle organisierte in bewährter Weise zusammen mit dem Geschäftsführer der Landesgartenschau GmbH Villingen-Schwenningen, Michael Martin, eine mit großem Zuspruch aufgenommene Führung über das Gelände der Landesgartenschau.

Mit Kurt Müller waren wir zu Gast im Martin-Luther-Haus und hörten und sahen einen hervorragend vorbereiteten, überaus interessanten Lichtbildervortrag über Wallfahrten in der Region. Kurt Müller zeigte uns herrliche Wallfahrtsziele und es gelang ihm in beeindruckender Weise, die Motive der Menschen, sich auf Wallfahrten zu begeben, aufzuzeigen.

Gotthard Glitsch referierte vor vollem Haus im Spitalkeller der Historischen Narrozunft über den Villingener Maler Richard Ackermann, den er als Maler zwischen den Stilen charakterisierte. Glitsch gelang es hervorragend, das künstlerische Werk Ackermanns als noch immer unmittelbar glaubhaft darzustellen.

Münsterpfarrer und Dekan Josef Fischer zelebrierte im Oktober einen Gottesdienst zum Gedenken an die verstorbenen Vereinsmitglieder im Münster, anschließend zeigte er uns den Villingener Münsterschatz.

Nach Redaktionsschluss bestaunten über 50 Mitglieder mit Pfarrer Alfons Weißer die Klosterkirche Hirsau und die Aureliuskirche bei Calw. Michael Buhlmann sprach im November über die Zähringer und mit großem Engagement beteiligte sich der Geschichts- und Heimatverein am Weihnachtsmarkt, der nach langer Zeit wieder auf dem Münsterplatz stattfand und dort ein bleibendes Zuhause finden soll.

Mit dem Besinnlichen Abend klang das Vereinsjahr harmonisch und stilvoll aus.

Ihr Partner für:

- *Mehrtagesfahrten*
- *Tagesfahrten*
- *Halbtagesfahrten*
- *Betriebsausflüge*
- *Jahrgangsausflüge*
- *Vereinsausflüge*



- **interessant**
- **leistungsstark**
- **vielgestaltig**
- **erfahren**
- **zuverlässig**

Reiseverkehr
H. Luschin GmbH & Co.

Huberstraße 32
78073 Bad Dürkheim
Telefon (07726) 9225-0
Telefax (07726) 9225-25

LUSCHIN
LUSCHIN
LUSCHIN
LUSCHIN

Die Autoren

Kirsten Bäckermann, 1979 in Varel (Friesland/Niedersachsen) geboren, studierte von 1999 bis 2003 an der Universität Odenburg Wirtschaftswissenschaften und machte in Michigan (USA) ein Auslandssemester in Journalistik. Diplomarbeit bei Volkswagen in Wolfsburg. Bis 2003 journalistisch tätig bei der Nordwest-Zeitung in Oldenburg. 2003 bis 2005 Volontariat beim Schwarzwälder Boten in Oberndorf. Anschließend Redaktionsorganisation in Lahr. Seit 2008 Kreisredaktionsleiterin beim Schwarzwälder-Bote in Villingen-Schwenningen.

Manfred Beichl, Jahrgang 1940 in der Bogengasse geboren. Blechner und Heizungsmonteur. 36 Jahre bei der Firma Reinhardt Wärmetechnischer Ofenbau. Kunstsammler.

Michael Buhlmann, Jahrgang 1957, Diplom-Mathematiker. Studium Mathematik, Wirtschaftswissenschaften, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit den Abschlüssen Diplom und Lehramt. Von 1989 bis 1997 Dozent für mittelalterliche Geschichte an der Universität Essen. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte.

Andreas Dobmeier, Leiter des Amtes für Kultur der Stadt Villingen-Schwenningen.

Doris Feld, Präsidentin der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Peter Geilen, geboren 1960 in NRW, seit 1990 in der Doppelstadt. Marketingleiter der Hess AG, Villingen.

Gotthard Glitsch, geboren 1937 in Niesky/Oberlausitz. Seit 1946 in Königsfeld. 1956–1958 kunsthandwerkliche Lehre als Glasmaler. 1958–1963 Studium an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bei HAP Grieshaber, Emil Wachter, Walter Herzger. Seit 1972 Mitglied des Kunstvereins Villingen-Schwenningen und von 1973 an 23 Jahre 1. Vorsitzender. 1992 Umzug nach Heidelberg. 2002 Lehrauftrag an der Freien Kunstakademie Mannheim.

Gerhard Hauser, geboren 1963 in Waldshut, in Konstanz aufgewachsen. Studium, unter anderem der Geschichte und Philosophie in Konstanz, Tübingen und Göttingen. Seit einigen Jahren Redakteur bei der Lokalredaktion des SÜDKURIER in Villingen-Schwenningen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Stadtführer, Ehrenratsherr der Historischen Narrenzunft Villingen. Mitglied im GHV.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des GHV, seit 1993 Ehrenmitglied.

Theo Leute, geboren 1934 in Villingen. Studium des Maschinenbaus an der TH Karlsruhe mit Abschluss Diplom-Ingenieur. Tätig bei internationalen Werkzeug-Maschinenbau-Firmen in leitenden Positionen. Nach über 30 Jahren 1999 Rückkehr nach Villingen als Rentner, jedoch 2005 vorübergehend „reaktiviert“ als geschäftsführender Vorstand der Baugenossenschaft Villingen eG. Mitglied des GHV.

Dr. Heinrich Maulhardt, Stadtarchivar, Leiter des Amtes für Archiv, Galerie und Museen der Stadt Villingen-Schwenningen.

Konrad M. Müller, geboren 1941 in Tennenbronn, lebt heute in Freiburg. Er ist gelernter Buchhändler und arbeitete sowohl im Buchhandel als auch im Verlag. Nebenbei beschäftigte er sich mit Fremdsprachen, machte eine längere Studienreise nach Taiwan und Japan und fand dann Interesse an Geschichte. Daraus gingen mehrere Veröffentlichungen hervor. Danach widmete er sich viele Jahre der Erforschung der Pest, deren Ergebnisse er in mehreren Arbeiten veröffentlichte. Adresse für Literaturanfragen: 79106 Freiburg, Marchstraße 5.

Kurt Müller, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen. Mitglied des GHV und seit 1987 im Vorstand.

Dr. Bernd Riedel, geboren 1942 und aufgewachsen in Villingen. 1962 Abitur, Medizinstudium in München und Freiburg. Approbation und Promotion 1970 nach Medizinalassistentenzeit in Singen, Villingen und Hamburg. Seit 1970 in Hamburg als Kinderarzt; Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Horst Spormann, geboren in Köln, Jahrgang 1937, Rentner, war 47 Jahre bei der Fa. Kienzle GmbH und deren Folgefirmen als Konstrukteur und Ausbilder tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Wilfried Steinhart, geboren 1940 in Horb a./N., aufgewachsen in Dettingen/Hohenz., seit 1961 wohnhaft in Villingen, er war als Werkzeugmachermeister in der Kunststoff verarbeitenden Industrie tätig. Seit Januar 1992 Mitglied des GHV.

Sabine Streck ist in der Villingen Innenstadt aufgewachsen, studierte nach dem Abitur in Freiburg Rechtswissenschaften, dann volontierte sie beim Schwarzwälder Boten und arbeitet heute als Redakteurin in der Lokalredaktion Schwenningen. Sie hat mit ihrem Buch „Hennenfang, heile Welt und andere Heimatgefühle“ einen Beitrag zur Geschichte der Stadt geleistet.

Heidemarie Weißer, geboren 1949 in Luckenwalde in Brandenburg, Abitur am Wirtschaftsgymnasium Villingen, Studium an der Pädagogischen Hochschule in Lörrach. Seit 1974 an der Klosterschule, seit 1999 Rektorin. Mitglied im GHV.

Claudia Wildi, geboren 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.



Mein Garten – ein Ort, an dem ich ewig jung bleibe.



In seinen besten Jahren hat man sich Entspannung verdient. Ein Traum, der im eigenen Grün Wirklichkeit wird. Der Garten ist ein Jungbrunnen, ein Ort, an dem man mehr Ruhe und Glück findet als auf den meisten exotischen Reisen. Ein pflegeleichter Garten schafft ganzheitliches Wohlbefinden und innere Balance. Wir Landschaftsgärtner liefern Ihnen Ideen für Gärten mit hohem Komfort. Wir übernehmen die Ausführung und Pflege zu einem exzellenten Preis-Leistungs-Verhältnis. Achten Sie auf unser Zeichen.



Wir Experten für
Gärten & Landschaft

Bertholdshöfe 3 | 78052 VS-Villingen
Fon 0 77 21-2 54 76 | Fax 0 77 21-36 13
info@wildigarten.de | www.wildigarten.de



Kann man heute schon in LED-Strassenleuchten investieren?

Eine LED-SERA-Leuchte von Hess ist für eine Lebensdauer von über 30 Jahren konzipiert.

Ihr blendfreies Lichtlenkungs-System besteht nur aus einem LED-Träger, einem Reflektor und aus einem Prismen-Glas. Das gewohnte Leuchtendesign hat eine hohe Akzeptanz. Ihr hochwertiges Gehäuse aus Aluminium-Druckguss in IP 66 ist werkzeuglos zu öffnen. Jede neue LED-Generation kann später durch das modulare System beliebig getauscht werden. Damit bleibt die Zukunft offen und Sie können schon heute in LED-Strassenleuchten investieren.

Mehr Infos zu dem Hess-System unter www.hess.eu

Hess AG Form + Licht
Lantwattenstraße 22 . D 78050 Villingen-Schwenningen
Tel. +49 7721 / 920-0 . hess@hess.eu . www.hess.eu

hess

Was überhaupt
wert ist, getan zu
werden, ist es auch
wert, ordentlich
getan zu werden.

L O R D C H E S T E R F I E L D , 1 6 9 4 - 1 7 7 3



Druckerei Leute GmbH
Wehrstraße 3
78050 VS-Villingen
Tel. 07721/84 56-0
Fax 07721/5 68 60
info@druckerei-leute.de

I H R P A R T N E R F Ü R G U T E N D R U C K

Die Autoren

Kirsten Bäckermann, 1979 in Varel (Friesland/Niedersachsen) geboren, studierte von 1999 bis 2003 an der Universität Odenburg Wirtschaftswissenschaften und machte in Michigan (USA) ein Auslandssemester in Journalistik. Diplomarbeit bei Volkswagen in Wolfsburg. Bis 2003 journalistisch tätig bei der Nordwest-Zeitung in Oldenburg. 2003 bis 2005 Volontariat beim Schwarzwälder Boten in Oberndorf. Anschließend Redaktionsorganisation in Lahr. Seit 2008 Kreisredaktionsleiterin beim Schwarzwälder-Bote in Villingen-Schwenningen.

Manfred Beichl, Jahrgang 1940 in der Bogengasse geboren. Blechner und Heizungsmonteur. 36 Jahre bei der Firma Reinhardt Wärmetechnischer Ofenbau. Kunstsammler.

Michael Buhlmann, Jahrgang 1957, Diplom-Mathematiker. Studium Mathematik, Wirtschaftswissenschaften, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit den Abschlüssen Diplom und Lehramt. Von 1989 bis 1997 Dozent für mittelalterliche Geschichte an der Universität Essen. Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen zur mittelalterlichen Geschichte.

Andreas Dobmeier, Leiter des Amtes für Kultur der Stadt Villingen-Schwenningen.

Doris Feld, Präsidentin der Stadt- und Bürgerwehrmusik Villingen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Peter Geilen, geboren 1960 in NRW, seit 1990 in der Doppelstadt. Marketingleiter der Hess AG, Villingen.

Gotthard Glitsch, geboren 1937 in Niesky/Oberlausitz. Seit 1946 in Königfeld. 1956–1958 kunsthandwerkliche Lehre als Glasmaler. 1958–1963 Studium an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bei HAP Grieshaber, Emil Wachter, Walter Herzger. Seit 1972 Mitglied des Kunstvereins Villingen-Schwenningen und von 1973 an 23 Jahre 1. Vorsitzender. 1992 Umzug nach Heidelberg. 2002 Lehrauftrag an der Freien Kunstakademie Mannheim.

Gerhard Hauser, geboren 1963 in Waldshut, in Konstanz aufgewachsen. Studium, unter anderem der Geschichte und Philosophie in Konstanz, Tübingen und Göttingen. Seit einigen Jahren Redakteur bei der Lokalredaktion des SÜD-KURIER in Villingen-Schwenningen.

Lambert Hermle, geboren 1946 in Villingen. Stadtführer, Ehrenratsherr der Historischen Narrenzunft Villingen. Mitglied im GHV.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i. R., bis 1990 Erster Vorsitzender des GHV, seit 1993 Ehrenmitglied.

Theo Leute, geboren 1934 in Villingen. Studium des Maschinenbaus an der TH Karlsruhe mit Abschluss Diplom-Ingenieur. Tätig bei internationalen Werkzeug-Maschinenbau-Firmen in leitenden Positionen. Nach über 30 Jahren 1999 Rückkehr nach Villingen als Rentner, jedoch 2005 vorübergehend „reaktiviert“ als geschäftsführender Vorstand der Baugenossenschaft Villingen eG. Mitglied des GHV.

Dr. Heinrich Maulhardt, Stadtarchivar, Leiter des Amtes für Archiv, Galerie und Museen der Stadt Villingen-Schwenningen.

Konrad M. Müller, geboren 1941 in Tennenbronn, lebt heute in Freiburg. Er ist gelernter Buchhändler und arbeitete sowohl im Buchhandel als auch im Verlag. Nebenbei beschäftigte er sich mit Fremdsprachen, machte eine längere Studienreise nach Taiwan und Japan und fand dann Interesse an Geschichte. Daraus gingen mehrere Veröffentlichungen hervor. Danach widmete er sich viele Jahre der Erforschung der Pest, deren Ergebnisse er in mehreren Arbeiten veröffentlichte. Adresse für Literaturanfragen: 79106 Freiburg, Marchstraße 5.

Kurt Müller, geboren 1937 in Kehl, Schulzeit und Jugendjahre in Villingen. Nach dem Studium der Theologie 1963–1980 als Vikar und Pfarrer in verschiedenen Pfarreien der Erzdiözese Freiburg tätig. Seit 1981 Münsterpfarrer in Villingen, Dekan des Dekanats Villingen. Mitglied des GHV und seit 1987 im Vorstand.

Dr. Bernd Riedel, geboren 1942 und aufgewachsen in Villingen. 1962 Abitur, Medizinstudium in München und Freiburg. Approbation und Promotion 1970 nach Medizinalassistentenzeit in Singen, Villingen und Hamburg. Seit 1970 in Hamburg als Kinderarzt; Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen.

Ute Schulze M.A., geboren 1963 in Dortmund, nach dem Studium der Mittleren und Neueren Geschichte sowie Politikwissenschaft Ausbildung zur Diplomarchivarin (FH). Seit 1992 im Stadtarchiv Villingen-Schwenningen. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein.

Horst Spormann, geboren in Köln, Jahrgang 1937, Rentner, war 47 Jahre bei der Fa. Kienzle GmbH und deren Folgefirmen als Konstrukteur und Ausbilder tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Wilfried Steinhart, geboren 1940 in Horb a./N., aufgewachsen in Dettingen/Hohenz., seit 1961 wohnhaft in Villingen, er war als Werkzeugmachermeister in der Kunststoff verarbeitenden Industrie tätig. Seit Januar 1992 Mitglied des GHV.

Sabine Streck ist in der Villingen Innenstadt aufgewachsen, studierte nach dem Abitur in Freiburg Rechtswissenschaften, dann volontierte sie beim Schwarzwälder Boten und arbeitet heute als Redakteurin in der Lokalredaktion Schwenningen. Sie hat mit ihrem Buch „Hennenfang, heile Welt und andere Heimatgefühle“ einen Beitrag zur Geschichte der Stadt geleistet.

Heidemarie Weißer, geboren 1949 in Luckenwalde in Brandenburg, Abitur am Wirtschaftsgymnasium Villingen, Studium an der Pädagogischen Hochschule in Lörrach. Seit 1974 an der Klosterringschule, seit 1999 Rektorin. Mitglied im GHV.

Claudia Wildi, geboren 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.

Sparkassen-Finanzgruppe



Partner der Kultur

Tel. 07721 291-0
www.spk-swb.de

 Sparkasse
Schwarzwald-Baar

... da bin ich mir sicher ✓

Wir engagieren uns für die Region, wenn es um Soziales, Sport, Kunst und Kultur geht. Zum Beispiel auch bei den Projekten des Geschichts- und Heimatvereins Villingen. Denn unser Standort ist hier: **Wenn´s um Geld geht - Sparkasse Schwarzwald-Baar.**